Unterhaltungsbuch

der kleinen

Familie von Grünthal

oder

Erzählungen für die zartere Jugend.

Auch

als Lesebuch in den Lehrstunden

zu gebrauchen.

Von

Jakob Glatz.

Erstes Bändchen.

Reutlingen

bei Johann Jakob Mäcken, dem Jüngern.

1801.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

An

meine verehrten Freunde

Herrn

Jakob Glatz,

Prediger zu Straß-Somerein ohnweit Preßburg

und

Herrn

Johann Gottlob Alberti,

Erzieher und Lehrer der Geschichte und deutschen Sprache in Schnepfenthal.

Ihnen, Herzensfreunde! an die mich höheres Bedürfniß und so manches band, was zu nennen die Bescheidenheit verbietet, Ihnen bringe ich diese Schrift, der ich Beförderung guter Zwecke herzlich wünsche, als ein Dankopfer für die seligen Stunden dar, die mir in Ihrer Gesellschaft zu Theil worden sind. An Ihrer Seite, an Ihrem redlichen Herzen, zärtlichen Freunde! empfand ich das Glück der Freundschaft in seinem ganzen Umfange und in einer Reinheit, wie ich es nur immer in Stunden der Liebe und Sehnsucht wünschen konnte.

Auszudrücken die Gefühle für Sie, wie sie sich in meiner Brust regten und drängten, vermochte ich fast nie; oft erstarb die Rede auf der Zunge und ich fühlte, was ein großer Dichter Deutschlands mit so viel Wahrheit sagt:

„Warum kann der lebendige Geist dem Geist
nicht erscheinen!
„Spricht die Seele, so spricht ach! schon
die Seele nicht mehr."

Was gegenwärtiges Buch betrifft: so verdankt es seine Existenz einer kleinen Sommerreise, die

ich, zur Erholung meines Geistes, gemacht hatte, und es ist mir vorzüglich darum lieb geworden, weil es mitten im Schoße einer schönen Natur, zu Hannöversch-Minden, diesem deutschen Tempel, entstanden ist. Es ist für die zartere Jugend, die schon etwas im Zusammenhange denken kann, bestimmt und darum dem Drucke übergeben worden, weil eigene Erfahrung mich belehrt hat, daß die Klagen über den Ueberfluß an Schriften für kleine Kinder (die mit Hinsicht auf das Alter der Leser bearbeitet wären) ungegründet seyen. Viele Schriften dieser Art, enthalten ein Gemisch von Aufsätzen, von welchen einige für kleine Kinder, andere für Jünglinge sind, weßhalb das Buch nicht füglich den ersteren in die Hände gegeben werden kann. Andere sind, ihrer Trockenheit, noch andere ihres docirenden und moralisirenden, den Kindern unleidlichen, Tones wegen, unbrauchbar; unter welche letztere — wenn man unpartheyisch seyn will — so manches gerühmte und mehrmahls aufgelegte Buch gezählt werden müßte.

Man scheint besonders in Ansehung der Lesebücher für kleine Kinder, d. h. solcher Bücher, die zur Uebung im Lesen dienen sollen, noch nicht

die richtigsten Begriffe zu haben. In den meisten derselben docirt, räsonnirt und moralisirt man zu viel, und vergißt, daß man nicht ein moralisches Elementarbuch, noch viel weniger ein systematisches Handbuch der Sittenlehre, sondern ein Lesebuch für kleine Kinder schreiben wolle, und daß es, wie Rousseau sagt, unmöglich sey, daß die Seele die Fackel wahrnehme, die man ihr vorhält, so lange sie noch blind ist. Man sollte doch den Zweck, der durch eine Schrift erreicht werden soll, bey Abfassung derselben immer vor Augen haben und z. B. ein Lesebuch (im obigen Sinne genommen) nicht zu einem Sittenbuche zugleich machen wollen. Ich gebe gern zu, daß es gut sey, wenn das Kind bey einer Schrift sich im Lesen übt, und dabey zu gleicher Zeit auch eine Ausbeute von Kenntnissen macht und sein moralisches Gefühl veredelt; aber nur muß nicht dieses, sondern das Erstere als Hauptsache angesehen werden. Aus diesem Grunde ist es hinlänglich, wenn ein Lesebuch für kleine Kinder, leicht zu verstehende, unterhaltende, wenn gleich nicht ängstlich auf sittliche Belehrung ausgehende Aufsätze enthält.

Ich wünschte, daß man gegenwärtige Schrift als Lesebuch betrachtete und gebrauchte. Daß an derselben noch vieles zu wünschen sey, fühle ich vielleicht mehr als ein Anderer. Dennoch glaube ich, daß sie für den angegebenen Zweck nicht ganz unbrauchbar seyn, und ich dadurch das Heer unnützer Schriften nicht werde vermehrt haben. Stände mir die muntre Laune und die liebenswürdige Naivetät eines Schummels oder Salzmanns zu Gebote: so würde meine Schrift besser ausgefallen seyn. Denn nichts lieben die Kinder in einem Buche mehr, als drollige Einfälle und Späßchen. — Urtheile und Winke einsichtsvoller Pädagogen in Rücksicht der gegenwärtigen Schrift wünsche ich sehr und ich werde sie, erhalte ich dieselben, dankbar zu benutzen suchen.

Aber ist es wohl nöthig, für kleine Kinder Bücher zu schreiben? sind diese ihnen nicht mehr schädlich als nützlich? — Es hat sich besonders der, um das Erziehungswesen so sehr verdiente und auch in anderer Hinsicht aller Achtung würdige, Schulrath Campe, im Vten Bande seines Revisionswerkes (S. 44.) und in der Vorrede zu seinen zweckmäßig abgefaßten und

interessanten Reisebeschreibungen, gegen Bücher dieser Art erklärt, und sie für schädlich und widernatürlich ausgegeben. So sehr ich diesen erfahrnen, helldenkenden Pädagogen verehre, so kann ich doch in diesem Stücke nicht seiner Meynung seyn. Ich finde nichts widernatürliches darin, daß man schon selbst sechsjährige Kinder im Lesen unterrichtet; sondern halte vielmehr das Lesen für eine sehr zweckmäßige Beschäftigung für sie, wofern sie nur nicht dazu gezwungen, nicht pedantisch darin unterrichtet, oder zur Unzeit und zu oft dazu strenge angehalten werden. Ihre Seele wird keinesweges dadurch von der Wahrnehmung und Anschauung der Wirklichkeit abgezogen und zu frühzeitig zu abstracten Vorstellungen geleitet. Sehe ich doch alle Tage täglich acht kleine Männerchen vor mir, die schon in ihrem sechsten und siebenten Jahre im Lesen, auf die Art, welche Salzmann in Konrad Kiefers Lesebüchlein beschreibt, unterrichtet worden sind, und doch dadurch nichts von ihrem natürlichen, offenen Wesen, von ihrer Liebe zur Natur, von ihrer Munterkeit und Empfänglichkeit für die Eindrücke der Aussenwelt verlohren haben. Doch, um über diese Sache gründlich

zu entscheiden, müßte sie tiefer erörtert werden, wozu hier nicht der Platz ist.

Sie, verehrtesten Freunde! deren Namen ich der gegenwärtigen Schrift vorgesetzt, habe, können mir über dieselbe nützliche Bemerkungen mittheilen; denn ich kenne Sie als fleißige Beobachter der Jugend, die insbesondere Gelegenheit genug hatten, über die Lectüre derselben Erfahrungen zu machen. Ich schließe daher diese Zuschrift mit der Bitte, mir jene Bemerkungen mitzutheilen und Ihr redliches Herz allezeit warm für mich zu erhalten. Das meinige wird Sie, so lange es schlägt, innig schätzen und lieben.

Schnepfenthal den 9 Nov. 1799.

Glatz.

Herr Mai ritt in die Stadt,
da sprang zu ihm sein Fritz
und sprach; bring mir was mit!
Und was denn? sprach Herr Mai;
Ein Pferd von Holz? ein rothes Ey?
„Kein Pferd von Holz! kein Ey!“
Sprach Fritz, „ich bitt', ich bitt',
„ein Buch, ach! das bring' mit!“
Was nützt Dir denn das Buch?
sprach drauf Herr Mai,
Du liest noch nicht.
„Thu nur, was ich Dich bitt',
„und bring' ein Buch mir mit,
„Du sollst dann sehn', es ist mir nütz!“
So sprach der Sohn.
Herr Mai rief: seht mir nur den Fritz:
Drauf ritt er in die Stadt.
Fritz guckt' ihm nach und freut sich auf das Buch.
Herr Mai kam aus der Stadt nach Haus.
Fritz sprang zu ihm und sprach:
„Bringst Du was mit?“
Herr Mai zog drauf ein Buch hervor
„und reicht' es seinem Sohn.
Liest Du mir in dem Buch:
so ist es Dein.

So sprach Herr Mai.
Fritz nahm das Buch
und las im Buch,
sehr gut las er.
Drauf sagt' er zu Herrn Mai:
„Herr Kurt war oft bey mir,
„und ich war bey Herrn Kurt,
„der las mir vor.
„Ich las ihm nach.
„Zuerst gings schlecht,
„dann aber gut."
Das ist recht brav! recht schön!
Sprach drauf Herr Mai.
Nimm' hin das Buch!
Es ist nun Dein.

Horch' auf, was man dir sagt, und thu' es auch.

Herr Horst sprach zu dem Gust:
Gust! geh' nicht in den Stall.
Es steht im Stall ein Pferd,
das wird dir oft gar wild.
Kommt man ihm nah,
so schlägt es stark um sich,
und wen es trifft, ach! der wird lahm,
wenn nicht gar todt.
Herr Horst ging fort.
„Geh' Du nur fort, Herr Horst!

sprach drauf mein Gust.
„Ich thu' nicht, was Du sagst;
„meynst wohl, ich hätt' kein Herz
„im Leib? ja wart! — "
Gust ging jetzt in den Stall!
er fand und sah das Pferd.
Das Pferd stand still, ganz still.
„Das heiß' ich gar nicht wild,"
sprach Gust. „Das Pferd ist zahm,
„so zahm wie Schaf und Lamm.
„Rapp! Rapp! Rapp! Rapp!
Gust rührt' das Pferd drauf an.
Das Pferd wird wild, gar wild;
es dreht sich um und stampft,
und trifft Gust an das Bein.
Gust schrie: o weh! o weh!
Man trug ihn drauf ins Bett,
und lang' war er sehr krank.
Gust hinkt noch jetzt,
und bleibt stets lahm.
Er wär' nicht lahm,
hätt' er Herrn Horst gefolgt.

Ernst und Eduard im Walde.

Der kleine Ernst ging in den Wald,
und Eduard ging auch mit ihm.
Sie krochen auf dem Berg herum,
und suchten Beeren;

Erdbeeren,
Heidelbeeren,
Hembeeren,
Stachelbeeren.
Sie fanden viele Beeren.
Ernst hatte eine Schachtel,
und Eduard ein Glas;
und darein thaten sie die Beeren.
Ernst kam an einen Busch,
da gings husch! husch!
Ein Vogel flog heraus.
Ernst suchte nach im Busch,
und fand — was fand er wohl?
er fand ein Vogelnest,
und in dem Volgelneste
pisperten sechs Junge.
Ernst freute sich gar sehr,
und ließ vor lauter Freude
Die Schachtel mit den Beeren fallen.
Lauf, Eduard, herbey!
rief Ernst; geschwind, geschwind!
Eduard lief wie der Wind.
Er freute sich so sehr, wie Ernst.
Die jungen Vögel sperrten ihre Schnäbel
gewaltig auf; denn hungrig waren sie.
Was meynst Du Ernst, sprach Eduard,
Wir nehmen doch die Thierchen mit?
Was? Eduard! ist das Dein Ernst?
Nein! nein! die Vögel bleiben hier,
Sieh' nur, die Mutter fliegt herum.

und glaubt, wir stehlen ihr die Jungen.
Hörst Du, sie klagt, sie weint;
ach! wie betrübt wär' sie,
wenn sie die Kleinen nicht mehr fände.
So sprach der kleine Ernst,
und Eduard, der schwieg,
und gab ihm recht.
Es gingen beyde weg vom Nest.
Da kam die Mutter von den Vögeln,
und brachte ihnen Futter
und freute sich,
daß sie die Kinder fand.

Wie gefällt dir Ernst und Eduard, mein kleiner Leser?

Matz und die Katz'.

Der Vater sprach zu Matz:
Spiel nicht stets mit der Katz,
Du weißt, mein Sohn, die Katzen
Sind oft gar bös und kratzen.
„Ach, Vater! nein, sieh' an die Katz',
„Sie ist so gut;" versetzte Matz.
Nu, nu, gieb acht, mein Sohn!
Sprach drauf Herr Horn und ging davon.
Matz, in die Katze ganz vernarrt,
Zupft' sie, aus Spaß, an ihrem Bart.
Da fing die Katze an zu knurren;
Denn Katzen pflegen gern zu murren.

Matz streichelte das schwarze Thier,
Und sprach: „Vergieb, o Kätzchen, mir
„Ich habe dich am Bart gezupft;
„doch dir kein Härchen ausgerupft.
„Und alles war nur Spaß!“
Die Katz' verstehet keinen Spaß,
Wie mancher kleine Kavalier.
Herr Matz! Herr Matz! das glaub' er mir.

Als Matz die Katze streichelte, wurde sie ruhiger, hörte auf zu knurren und es schien, als wäre sie gar nicht mehr böse. Allein als sichs Matz kaum versah, fuhr sie mit ihren scharfen Krallen ihm ins Gesicht und streichelte ihn gar nicht sanft. Sie kratzte ihn so stark, daß das Blut kam.

Da faßte Matz die Katze beym Nacken, warf sie von sich und rief:

Fort! fort mit dir,
Du böses Thier! —

Von nun an spielte Matz nicht mehr so häufig mit der Katze, und wann er mit ihr spielte, ließ er ihren Bart fein in Ruhe.

Das Netz.

Erzähl' uns was, o Väterchen! erzähl' uns was!

So rief der kleine Franz, sprang schnell zum Vater hin, kroch dann an seinen Hals und streichelte

chelte ihm das Gesicht und sagte noch ein Mahl: o Väterchen, erzähl' uns was!

Der stille Ernst und Karl, ein gutes Kind; auch diese sprangen hin und riefen laut: o ja! erzähl uns was. —

So gebt denn Acht! sprach drauf Herr Veit; spitzt euer Ohr und hört mich an.

Die Kinder klatschten froh; der Vater winkte mit der Hand und bald war alles still, ganz mäuschen still. Herr Veit erzählte drauf:

In einem Land, das Pohlen hieß, war einst ein Mann; ein reicher, aber auch ein braver Mann. Er kaufte mancherley, und dieß verkauft' er wieder; zum Beyspiel, Tuch und Leinewand, auch schönes Zeug zu Westen, Rock und Jacken. Der Mann hieß Brav und war auch wie gesagt, recht brav. Er hatte einen Sohn; der hieß Johann. Wann ihn der Vater sah, so freute sich sein Herz. Wißt ihr warum? — Johann war gut, er lernte viel, war ordentlich und folgsam seinen Eltern, und über solche Kinder freut man sich.

Johann war noch nicht groß; er war erst sieben Jahre alt. In seiner Vaterstadt, wo er geboren war, da lebte auch ein Mann, der war nicht reich, allein ein guter und geschickter Mann. Er konnte Körbe flechten, Stühl und Tisch' und Bänke schnitzen, Netze stricken und noch gar mancherley, was andre nicht verstehn und doch verstehen könnten, wenn sie nur wollten.

Herr Brav rief diesen Mann — ich glaub' er hieß Myrill — zu sich und fragte ihn: wollt ihr wohl meinem Sohn die Kunst, ein gutes Netz zu stricken, lehren? Ich zahle gern, was ihr verlangt, für eure Müh.

Recht gern, Herr Brav!

Und du, mein lieber Sohn, sprach dann Herr Brav zu Johann, hast du auch Lust, so manches Nützliche von diesem braven Mann zu lernen?

Recht große Lust! erwiederte Johann, ergriff des Vaters Hand und drückt' und küßte sie.

Vier Wochen waren kaum verflossen, da öffnete sich leis' des Vaters Stubenthür. Er saß an seinem Schrank und schrieb. Doch als er seine Thüre etwas knarren hörte, da wendete er sich um und sah — wen sah er wohl? — er sah Johann. Mit freudigem Gesicht trat er zum Vater hin, umarmte ihn und küßte ihm die Wang'. O lieber Vater! sprach er, habe Dank, daß Du mich vieles lernen läßt, worüber ich mich freuen kann. Sieh' her und freue Dich mit mir.

Johann zog unterm Arm ein kleines Netz hervor, das er mit eigner Hand gestrickt.

Das freut mich, lieber Sohn, versetzte drauf der Vater, nachdem er Johanns Netz gesehn und es recht gut gestrickt gefunden. O schön ists, wahrlich' schön und gut, wenn man als kleiner Knabe schon was lernt.

Johann nahm drauf sein Netz und zeigt' es seiner Mutter. Auch diese freute sich darüber sehr.

Vergnügt sprang er hierauf nach seinem Kämmerchen und drückte freundlich dem die Hand, der ihm die Kunst, ein Netz zu stricken, lehrte.

O Väterchen! rief jetzt der kleine Franz laß uns doch auch die Kunst, ein Netz zu stricken, lernen.

O laß uns dieses lernen! rief auch der stille Ernst, und Karl, das gute Kind.

Das kann geschehn! versetzte lächelnd drauf Herr Veit. Doch soll ich euch nichts mehr von Johanns Netz und von Myrtill erzählen?

O ja! o ja! und auch von Johanns Vater, dem braven Brav.

Es zappelt was im Netze.

Johann besuchte einen Mann, der Fässer macht und wann die Reifen an den Fässern springen, an ihrer Statt gleich neue Reife nimmt und mit denselben dann das Faß von neuem bindet. Solch einen Mann, nennt man — ihr wißt doch wie? — man nennt ihn Böttcher.

Zu einem Böttcher also ging Johann und redete ihn freundlich also an: Herr Böttchermeister, nehmen Sie's nicht übel, ich habe eine Bitt' an Sie; doch werden Sie nicht böse, und wenn Sie können, ach! dann erfüllen Sie doch meine Bitte.

Der Böttcher sagte drauf: Es freut mich Johann, daß Du mich ein Mahl besuchst; ich hab

Dich lieb. Sag' an, was willst Du von mir haben, gern theil' ich es Dir mit, wenn ich nur kann.

O lieber Herr, erwiederte Johann, ich hab' ein Netz gestrickt, und will es nun aufspannen. Dazu gehört ein Reif. Den hab ich nicht, und möcht ihn darum gern von Ihnen jetzt bekommen.

Der Böttcher gab ihm einen schönen Reif; und Johann that, was alle guten Kinder und alle guten Menschen thun, er dankte für den Reif. Wer gerne dankt, wenn man ihm etwas giebt, dem giebt man gerne wieder.

Johann sprang mit dem Reife fort und rief Myrtillen schon von weitem zu: Myrtill! Myrtill! ich komm nicht leer zurück! —

Myrtill ergriff den Reif, macht' ihn zu recht und band daran das Netz und machte es an eine Stange fest. An einem Ende hatte sie zwey Spitzen, und darum sah die Stange aus, wie eine Ofengabel.

Nun war das Netzchen fix und fertig. Nur Fische fehlten noch darinn. Wie Johann sich darüber freute, das läßt sich nicht beschreiben. Sein größter Wunsch war jetzt, mit seinem Vater hinzueilen nach dem Bach, und Gründlinge zu fangen mit dem Netz, Forellen, Schmerlen nnd, wer weiß, was noch für andre Fische.

Gedulde Dich, mein Sohn, sprach zu Johann, sein Vater. Hab' ich nur Zeit, dann gehn wir aus mit deinem Netz, und fischen Dir

nach Herzenslust. Geduldig wartete auf diesen frohen Tag Johann.

An einem schönen Sommerabend trat in seines Sohnes Kämmerchen Herr Brav und lächelte und sagte: Ich lade Dich, Johann, zum Fischfang ein.

Johann ließ alles stehn und liegen und sprang zum Vater hin, umhalste ihn und gab ihm einen Kuß. O guter Vater! rief er, ist es wahr? gehn wir zum Bach? fischen wir im Bach?

Ja! ja! mein Kind, versetzte drauf Herr Brav. Sey nur ein wenig fix und hohl' herbey das Netz; Myrtill kommt mit, er hohlt nur eine Stange, mit der wir groß' und kleine Fische in unser Netzchen treiben wollen.

Johann war bald mit seinem Netze da. Ach! Vater, sprach er, wenn doch auch ein Paar von meinen Kameraden mit zum Bache kommen könnten. Gewiß ich wäre noch ein Mahl so froh.

Herr Brav erwiederte: Du hast nicht unrecht, lieber Sohn. Die Freuden, die wir dann und wann genießen, sind noch ein Mahl so groß und noch ein Mahl so süß für uns, wenn gute Freunde Theil an diesen Freuden nehmen können. Drum laufe hin zu Nachbars Fritz und unsers Pfarrers Gust, und lade sie zum Fischfang ein.

Ich laufe, was ich kann!
Rief, voll Entzücken,
Der lustige Johann,
Und wandte gleich den Rücken.

Beynahe so geschwind
Wie eine Wolke, oder der Wind
Lief er; und eh' man sichs versah,
War er mit Fritz und Gustav da.

Fritz trug das Netz und Johann eine Stange. Auch Gustav wollte etwas tragen. Man gab ihm einen großen, großen Krug, in welchen man die Fische stecken wollte, die man zu fangen hoffte.

Johann nahm, eh' er fortging, Abschied von der guten Mutter. Sie rief den Fischern zu: Kehrt bald zurück und wohl bepackt mit Fischen. Gern will ich sie euch sieden; für heute koch' ich nichts zum Abendessen. Kommt ihr ohne Fische zurück, so hilft es nichts, ihr müßt für heute fasten, und hungrig euch zu Bette legen.

Die Fischer lächelten und gingen fort. Bald waren Sie beym Bach. Er war nicht groß, doch auch nicht klein.

Fritz zog mit seinen Kameraden Schuh' und Strümpfe aus, und ging ins laue Wasser und setzte dann das Netz, so gut er konnte, an.

Myrtill ergriff die Stang' mit beyden Händen, plätscherte damit im Wasser und rumorte gewaltig mit ihr unter den Ufern. Dann zog Johann das Netz heraus und fand darin — was fand er? — einen großen, großen — Stein. Er warf ihn fort; ging weiter, setzt' das Netz von Neuem an, und als ers aus dem Wasser zog, da zappelt' etwas in dem Netz. Ha! ha! rief er, es ist nicht mehr ein Stein, es leb' und schwap-

pelt was darinnen! gewiß ein mächt'ger Fisch. Doch siehe da, es war kein Fisch, bloß eine große Kröte.

Johann verzog hierüber sein Gesicht und wurde etwas ärgerlich. Sein Vater merkte dieß. Sey ruhig, Johann, sprach er, mußt nicht gleich verzagen. Nicht alles kommt sogleich, wir müssen oft gar lange darauf warten. Endlich kommt es doch.

Und als der Vater dieß geredet hatte, zog Johann abermahls sein Netz. Ha! ha! rief er mit seinen Kameraden, es ist nicht mehr ein Stein, auch keine Kröte, was sich jetzt in meinem Netze wälzt. Er hatte recht. Fünf Gründlinge und zwanzig Schmerlen plätscherten im Netz und mußten in den Krug, den Gustav trug, spazieren.

Doch bald darauf war man noch glücklicher. Johann zog Hoffnungsvoll das Netz; es war recht schwer, und in dem Schwanz desselben schlug ein mächtig großer Fisch herum. Es zappelt was! es zappelt was! schrie er voll Freuden und rief Myrtillu zu Hülfe.

„Myrtil! Myrtill! zieh schnelle
„Das Netz aufs trockne Land:“
Dieß that Myrtill, und o man fand
Darinnen eine Lachsforelle.
Ey! welch ein Fisch! bey meiner Ehr,
Er ist wohl mehr als zwey Pfund schwer.
So rief Myrtill vergnügt und schlug
Ihn todt und steckt' ihn in den Krug.

Man fing noch viele kleinere Fische. Dann kehrte man zurück vom Bach, und alle freuten sich, daß sie mit vollem Krug nach Hause gehen konnten. Die größte Freude machte allen die schöne Lachsforelle.

Frau Brav, des wackern Johanns gute Mutter, ergriff den Krug, goß alle Fische in ein Scheffel aus, und schnitt den Bauch der größern auf, um alles, was man Eingeweide nennt, herauszunehmen. Die kleinen Gründlinge und Schmerlen behielten ihre Eingeweide. Dann wurden alle, groß und klein, gesotten. Als sie gesotten waren, nahm Johanns Mutter eine Flasche, worin guter Essig war und goß davon recht viel auf die gesottnen Fische. Sie wurden alle blau, besonders die Forelle. Dann gings zu Tische.

Die Fische schmeckten allen herrlich. Man scherzte viel, und lachte viel bey Tisch, und kurz und gut, der Abend war für jedermann so freudenvoll, daß man sich lange noch an ihn und an den Tag erinnerte, wo man mit Johanns Netz so viele Fische fing. Hätt' Johann nicht ein Netz gestrickt, so wäre so ein Tag, und so ein Abend nicht gewesen.

Die Tischgesellschaft trennte sich und ging zur Ruh' ins warme Bett.

Laßt uns ein gleiches thun; sprach drauf Herr Veit, denn es war spät am Abend, als er dieß erzählte. Die Kinder sagten ihrem Vater gute Nacht, und jedes kroch ins warme Bett.

Der Hund und die Katze.

Wilhelm, der Sohn eines Uhrmachers, liebte ungemein die Thiere. Ein Freund von ihm besuchte ihn einmal, und brachte ihm ein gar liebes Geschenk. Es war ein kleiner Mops.

Darüber freute sich Wilhelm sehr, lief zum Vater und zur Mutter und zeigte ihnen das erhaltene Geschenk. Auch rief er alle Geschwister und seine Bekannten herbey und erzählte ihnen mit großer Freude, daß er der Herr von diesem schönen Mopse sey.

Der Mops erhielt von seinem neuen Herrn den Nahmen Daps, und hatte bey ihm gute Tage. Denn nie vergaß Wilhelm, wenn er aß, sein treues Hundchen.

Der muntre Daps verkürzte seinem Herrn sehr oft die Zeit durch seine artigen Künste in denen er von ihm war unterrichtet worden. Er konnte, wenn man rief: wart auf! auf seinen Hinterbeinen stehen; und wenn man irgend eine Sache hinwarf und zu Daps sagte: apport! so lief er schnell hin und hohlte die Sache herbey.

Einmahl brachte in Wilhelms Hause eine Katze neun Jungen zur Welt. Bey Wilhelm waren auch die Katzen wohlgelitten. Er sprang daher zu seinem Vater hin und sagte: O lieber Vater, erlaube mir doch eines von den jungen Kätzchen groß zu ziehn. Der Vater erlaubte ihm dieß und Wilhelm war froh darüber.

Das Kätzchen bekam viel Milch zu fressen und erhielt den Nahmen Filine.

Wilhelm hatte beyde Thierchen gleich lieb und als Filine schon etwas groß war, sagte er zu ihr: Du sollst nicht mehr allein seyn, Filinchen! sondern dir die Zeit mit einem Kameraden, mit Daps verkürzen. Spielen sollt ihr lieben Thierchen mit einander, und jedes von euch soll ein rothes Halsband bekommen.

Wilhelm nahm Filine von dem Boden und trug sie hinunter zum muntern Daps, und setzte beyden etwas zu essen hin. Er machte große Augen, als er sah, daß Daps zu knurren anfing und mit einem zornigen hau! hau! das Kätzchen von sich scheuchte.

Ey pfui! Herr Daps, sagte Wilhelm, was hat Filine dir gethan, daß du sie nicht leiden kannst? Das thu' ein ander Mahl nicht mehr.

Doch Daps verstand die Ermahnung seines Herrn nicht, und biß sich immer mit dem Kätzchen, wann es ihm nahe kam.

Wilhelm wurde darüber unwillig. Er nahm einen Weidenstock und haute damit sehr derb den unverträglichen Daps, als er wieder ein Mahl Filine anbellte und sie biß.

Daps heulte jämmerlich. Wilhelms Vater kam dazu. Was machst du mit dem Hund? fragte er seinen Sohn.

Ach! lieber Vater, antwortete Wilhelm, der böse Kautz führt sich schlecht auf und beißt mir

immer das Kätzchen. Es ist nicht auszuhalten. Ich hab' ihn oft schon zur Verträglichkeit ermahnt; doch es hat nichts gefruchtet. Nun will ich sehn, ob Schläge eine bessere Wirkung thun.

Wilhelms Vater antwortete: du glaubst also, wer nicht auf Worte hört, der muß die Ruthe fühlen?

Ja, Vater! das glaub ich, erwiederte Wilhelm.

Du hast nicht ganz unrecht, sagte drauf der Vater. Doch merk dir dieses wohl, mein Sohn.

Nun ging der Vater fort und Wilhelm dachte über die letzten Worte nach.

Dem unverträglichen Daps bekamen die Schläge wohl; denn er wurde nun verträglicher gegen Filine und spielte seit dieser Zeit sehr oft mit ihr. Darüber freute sich ihr Herr gar sehr.

Wilhelm ist kein Hund und wird doch wie ein Hund behandelt.

Wilhelm hatte manche gute Eigenschaft, er war fleißig, ordentlich, reinlich und theilte gern mit, was er hatte. Doch er hatte auch einen Fehler, einen gar großen Fehler, den Daps auch hatte, ehe er den Stock bekam. Wilhelm war sehr empfindlich, konnte sich über jede Kleinigkeit aufhalten und das Streiten und Zanken war ihm schon zur Gewohnheit geworden. Mit Daps und

mit Filine vertrug er sich recht gut, nicht so mit seinen Kameraden. Er neckte diese gern.

Wilhelms Vater bemerkte den Fehler seines Sohnes und ermahnte ihn zur Verträglichkeit. Sey doch gegen deine Kamerädchen freundlich und gefällig, sagte er zu ihm; und nicht so beissend, wie Dein Daps gegen Filine. Sonst kann man Dich nicht leiden.

Dieß hörte Wilhelm, befolgte aber die Lehre seines guten Vaters nicht. Der thörichte Mensch, er schadete sich dadurch selbst. Ach! sagt' er oft zu seinem Vater, ich weiß gar nicht, warum mich lange schon niemand besucht. Ich möchte gern ein Wörtchen mit dem und jenem sprechen, doch er kommt nicht zu mir; ich möchte spielen, allein niemand ist da, der mit mir spielen will. Wie kommt das Vater? sag' es mir und hilf, wenn Du mir helfen kannst.

Du neckst und zankst und streitest gern, antwortete der Vater; drum will niemand sich mit Dir was zu schaffen machen. Ich habe dir schon oft gerathen, hübsch verträglich und friedsam zu seyn, Du hast es nicht gethan. Ich kann Dir nun nicht helfen. Das Sprüchwort sagt: Wer sich nicht rathen läßt, dem ist auch nicht zu helfen.

Wirklich war Wilhelm übel dran. Er hatte keinen einzigen wahren Freund. Durch sein zänkisches Betragen, hatte er sich alles zu Feinden gemacht. War er in Gesellschaft, so wollte

niemand gern neben ihm sitzen; theilte man unter sich kleine Geschenke aus, so bekam Wilhelm gemeiniglich nichts, oder doch nur etwas weniges; war ihm fremde Hülfe nöthig, so nahm man sich nicht gerne seiner an. Dieß schmerzte ihn oft sehr; in seinem Auge standen deßhalb bisweilen bittre Thränen. Besonders that ihm dieses weh, daß man den Daps und auch Filine lieber sah und freundlicher behandelte als ihn. Filine ist nur eine Katze, dacht' er traurig bey sich selbst, und Daps ist nur ein Hund, ich aber bin ein Mensch, und doch kann man die Thiere besser leiden als mich.

Und doch ließ Wilhelm den garstigen Fehler noch immer nicht; denn Fehler, an die man sich ein Mahl gewöhnt, sind nicht leicht wieder fortzuschaffen.

Eines Tages ward Wilhelm in eine Gesellschaft gebeten. Der Vater erlaubte ihm, hinzugehn. Doch eh er ging, gab er ihm die Lehre, sich anständig zu betragen, und allen Streit zu meiden.

Wilhelm kam in der muntern Gesellschaft an. Man trank Kaffee, aß Zwieback und fing an zu spielen. Ein jeder nahm sich einen Stuhl.

Den Stuhl nehm ich, sprach Wilhelm.

Der Stuhl gehört schon mir, rief einer von den andern Knaben.

Allein Wilhelm hörte nicht darauf, und nahm den Stuhl dem andern mit Gewalt weg. Dar-

über wurden alle unwillig, und wiesen diesem unanständigen Gaste die Thür. Dieß brachte ihn gewaltig auf. Er fing zu zanken an, und bald verwandelte sich dieser Zank in eine Schlägerey. Doch endlich wurde Wilhelm zur Thür heraus gestoßen.

Sein Vater hatte alles, was vorgefallen war, erfahren. Der gute Mann betrübte sich darüber sehr. Nein! sagte er, nein! länger soll der Junge mir es so nicht treiben. Er legte sich zu Bette, konnte aber fast gar nicht schlafen.

Am andern Tage ließ er Wilhelm vor sich kommen und redete ihn also an:

Wie stehts mit deinem Daps, mein Sohn?

Wilhelm. Er ist noch immer munter, Vater!

Vater. Beißt er das Kätzchen immer noch?

Wilhelm. Das thut er nicht, er beißt es jetzt nicht mehr.

Vater. Woher mag das wohl kommen?

Wilhelm. Er fürchtet, wie ich glaub', den Stock.

Vater. Bey meiner Treu! ein gutes Mittel, den Hund verträglicher zu machen. Wenn Worte gar nicht helfen, so ists am besten wohl, die Ruthe zu ergreifen. Nicht wahr, mein Sohn?

Wilhelm stand da, gleich wie ein Stein, er blickte starr zur Erde nieder und sprach auch nicht ein Wort.

Vater. Mein Sohn! Du bist kein Hund und keine Katze. Du hast Verstand, und bist ein Mensch, und Menschen darf man nicht wie Hunde und Katzen schlagen. Doch müssen sie verständig seyn. Sind sie nicht gut, und thun sie Unrecht andern Menschen, verspotten, necken sie dieselben, ja! dann, dann handeln sie gleich wie ein Hund, dems an Verstande fehlt; und müssen, so wie er, behandelt werden. Nicht wahr?

Noch viel beschämter und voll Angst sah Wilhelm jetzt zur Erde nieder.

Vater. Mein Kind, mein ungehorsams Kind! wie hast Du gestern wieder Dich betragen? Hab' ich Dir nicht schon oft die Lehr' gegeben, stets allen Zank und Streit zu meiden? Du folgtest meinen Worten nicht, gleichwie der Daps, nun sollst Du einer härtern Lehre folgen.

Wilhelm fing bitterlich zu weinen an. Allein

Der Vater nahm den Strick,
Fick! fick! fick! fick!
Au weh! au weh!
Ach! das thut weh!
Der arme Schelm fiel nieder,
Und schrie: „Nie thu ichs wieder.“
Doch dieß half nichts.
Der Strick, gar rauh,
Schlug roth und blau,
Den zarten Rücken,
Erbärmlich anzublicken.

Von nun an nekte Wilhelm niemand mehr,
Bekam auch nimmer eine solche harte Lehr.
Ihr lieben Leser merkt euch das,
Seyd friedsam ohne Unterlaß.

Der Hügel.

Herr Brav war im August gebohren. Der Tag, an dem ein Mensch gebohren wird, heißt sein Geburtstag.

Der Monat August war nicht weit, nicht weit war auch der Tag, an dem Herr Brav gebohren war.

Da nahm Myrtill den kleinen Johann bey der Hand und führte ihn auf einen Hügel. Es war ein schöner Tag. Die Sonne strahlte warm am heitern, blauen Himmel! kein Lüftchen regte sich, es trillerte die Lerche in der Luft, ein Finke hüpfte rasch von einem Bäumchen auf das andere und pfiff: Pink! Pink! Pink! Pink! auch Amseln, Zeisige und viele andere Vögel sangen schön. Die Wiesen waren bunt mit Blumen aller Art bekleidet und Gerste, Korn und Waizen reiften auf den Aeckern und süßes Obst in schönen Gärten. Vom Hügel konnte man dieß alles übersehen. Die ganze Gegend war beynah so schön als bey Hannöversch-Minden, einer kleinen Stadt, wo ich für euch, ihr kleinen Leser und Leserinnen! dieses niederschreibe.

Als Johann all' die Schönheit sah, ergriff er Myrtilln bey der Hand und sagte leise: wie schön! wie schön!

Ja, wahrlich schön! versetzte drauf Myrtill. Doch mancher Wandersmann sieht diese schöne Gegend an und freut sich nicht und weint.

Er weint? — nein! nein! Myrtill, das ist wohl nicht dein Ernst?

Er weint.

Er lacht, willst Du wohl sagen.

Er weint.

Und warum weint er denn? Wir freuen uns, und weinen nicht, uns ist so wohl, sowohl Myrtill! — —

Dem Wandersmann ist nicht so wohl, und darum fließen von seinen Wangen bittere Zähren.

Myrtill! Du machst mich traurig. Es giebt doch, viele viele Menschen, die haben Geld genug und mehr Dukaten als Pfenninge. Zu diesen Menschen muß der Wandersmann nur gehn und er wird nicht mehr weinen.

Ach! lieber Johann, sagte drauf Myrtill: die Menschen, welche mehr Dukaten haben als du Pfenninge, die haben oft ein hartes Herz wie Stein.

Johann. Ein hartes Herz wie Stein? Myrtill, was soll das heißen?

Myrtill. Das heißt, sie sehen das Elend anderer Menschen, und fühlen nichts dabey, und werden nicht betrübt, und weinen nicht darüber —

Johann. Sie geben aber — —

Myrtill. Und helfen nicht den Armen, und geben ihnen nichts.

Johann. O pfui, nein! nein! das ist nicht wahr.

Myrtill. Johann! sey Du nur besser und habe nie ein hartes Herz.

Johann (wischt sich das Auge) Myrtill! sey still. Wer wird ein hartes Herz wohl haben wollen!

Indem Myrtill und Johann also sprachen, hörten sie einen Gesang. Sie konnten folgendes davon verstehen:

Ohne Eltern, Freund und Geld,
Irr' ich armer Knabe,
Der ich gar nichts habe,
In der weiten, schönen Welt.
O, wie schlimm bin ich daran!
Niemand nimmt sich meiner an!

Johann nahm Myrtillen bei der Hand und sagte leise zu ihm: Komm', wir wollen der Stimme nachgehen und den suchen, der so traurig singt.

Myrtill stand auf und ging mit Johann den Hügel herab. Man kam der Stimme näher und immer näher und endlich ganz nah.

Man fand, was man suchte. Unter einem Eichenbaume saß ein Knabe von zehn Jahren und sang und weinte.

Johann trat zu ihm und sagte: Weine nicht, erzähl' uns lieber, was dir fehlt.

Der Knabe erzählte folgendes:

Schon drey Tage irre ich herum, und kann Niemand finden, der sich meiner annähme. Ach! wie müde, ach! wie unglücklich bin ich! Mein Vater war ein guter Mann und meine Mutter eine gute Frau. Sie hatten mich recht herzlich lieb und sorgten für mich treu, so gut sie konnten. Ich habe dieß nicht allezeit erkannt. Jetzt aber seh' ichs ein. Ach! wenn man erst den Vater verliert, die Mutter verliert, dann weiß man erst recht, was das heißt, gute Eltern haben. Sind sie nicht mehr, dann weinen wir, und gehen hin ans Grab, und wollen sie wieder aufwecken. Aber sie hören uns nicht, sie schlummern und stehen nicht wieder auf. Ach! meine liebe Mutter schlummert auch im Grab, und vor drey Wochen ist mein guter Vater auch gestorben. — —

Der arme Knabe schluchzte laut, und konnte lange nicht weiter erzählen.

Du armer Kleiner, sagte Myrtill zu ihm, betrübe dich nicht zu sehr, hör' auf zu weinen und trockne deine Wangen. Der Kopf thut dir sonst weh.

Nach einer Weile erzählte der Knabe weiter:

Als mein Vater begraben war, nahm mich ein Freund von meinem armen Vater bey der Hand und sagte zu mir: Konrad! du gehst mit mir, ich will dein Vater seyn. Ich fiel vor ihm nieder und dankte ihm mit Freudenthränen. Doch ach! vor einer halben Woche, da alles ruhig

schlief, entstand ein großer Lärm im Dorfe, wo wir wohnten. Mein zweyter Vater sprang aus seinem Bett'. Da pochte man an sein Fenster mit aller Macht und rief: Rettung! Rettung! es brennt! es brennt! Bald gings: Pank! — Pank! — Pank! — die Feuerglocke wurde geläutet und im ganzen Dorfe hörte man nichts als: O Gott! o Gott! Feuer! Feuer! Ach! das war ein Wehklagen! das war ein Zittern und Laufen! In einer Stunde waren alle Häuser im Dorfe abgebrannt und sahen aus wie Aschenhaufen.

Ihr armen Menschen! seufzte Johann und Konrad fuhr fort:

Der gute Mann, der mein Vater seyn wollte, hatte alles verloren. Nichts, gar nichts blieb ihm übrig. Doch dieß war noch nicht genug. Er wollte das Feuer löschen helfen, kroch auf ein Dach, fiel herunter und brach die rechte Hand. Nun ist er ein Krüppel und ein Bettler, wie noch so viele hundert Menschen, die in dem großen Dorfe wohnten. Er kann nun mein Vater nicht mehr seyn, denn er hat selbst nichts. Ich habe ihn gleich den folgenden Tag mit Thränen verlassen, und bin fortgegangen, um jemand zu suchen, der mich aufnähme. Treu und redlich wollt' ich diesem dienen.

Johann faßte den betrübten Konrad bey der Hand und sagte: Komm' du mit mir, lieber Konrad! du aber, Myrtill, bleibe hier, gleich komm' ich wieder.

Johann führte den armen Konrad zu seinem Vater und erzählte ihm seine Geschichte. Vater, sprach er dann! gieb mir meine Sparbüchse, alles, was drinnen ist, soll Konrad haben. O wenn ich ihm nur noch mehr geben könnte! —

Der Vater reichte seinem Johann die Sparbüchse und dieser reichte sie dem armen Konrad, der vor Freude herzlich weinte.

Herr Brav ging dann mit Konrad auf seine Stube, und Johann sprang zurück auf den Hügel, wo Myrtill saß und Brombeeren aß, die er sich gepflückt hatte.

Ach! Myrtill, sagte Johann, jetzt seh' ich ein, was du vorhin gesagt, daß mancher Wandersmann die schöne Gegend sieht und sich nicht freut und weint. Der arme Knabe! es ist doch hart, wenn man nicht Eltern hat, ach! keine Mutter, keinen Vater! —

Recht hart! ja wohl recht hart, antwortete Myrtill. Drum freue dich Johann, es gab der liebe Gott dir eine liebe, liebe Mutter und einen guten, guten Vater. Was wärst du ohne sie? Johann, dir fehlts an nichts, du hast zu essen und zu trinken, hast Wohnung, Kleider, Betten! Man liebt dich zärtlich, sorgt für alles, was du brauchst, und läßt dich vieles lernen. Dieß alles hast du deinen guten Eltern zuzuschreiben. O thue auch das deinige und mache deiner Mutter und deinem Vater Freude!

Johann nahm Myrtills Hand und drückte sie und sprach: du hast mich sehr gerührt, Myrtill! ja! ja! ich will den Eltern Freude machen, doch sage nur womit? und wie?

Thu, alles gern, versetzte drauf Myrtill, was deine Eltern haben wollen, sey fleißig, ordnungsliebend und gefällig gegen jedermann. Ich wüßte wohl, womit du bald dem Vater eine große Freude machen könntest.

O sag' es mir, erwiederte Johann, o sag' es mir, damit ichs thu'.

Myrtill. Es ist nicht weit der Tag, an dem dein Vater gebohren ist; er feyert alle Jahr' den Tag. An diesem Tage solltest du ihm eine Freude machen. Ich habe was erdacht, es giebt dir einen schönen Spaß, worüber sich gewiß dein Vater herzlich freut.

Myrtill erzählte dann, worinn der schöne Spaß bestehen sollte und Johann schwenkte froh den Hut von Stroh und rief: recht brav, Myrtill! Herr Brav, mein Vater, soll sich freuen! Es bleibt dabey! es bleibt bey diesem schönen Spaß!

Myrtill und Johann gingen nun vom Hügel nach Hause. Noch immer wär Konrad da. Herr Brav rief seinen Sohn und Myrtillen auf seine Stube und sagte ihnen, daß er den armen Knaben bey sich behalten und erziehen wollte. Darüber freute sich Johann gewaltig, sprang heraus und rief: Du bleibst bey uns, Konrad! schwen-

ke deinen Hut, wir wollen uns gut vertragen und ich will dich so lieb haben wie meinen Bruder.

Das hörte Johanns Vater und rief voll Freude: Das freut mich Johann! halte nur fein dein Versprechen.

Der Geburtstag.

Da war er nun der Tag, an dem Herr Brav gebohren war. In seinem Hause war noch alles mäuschenstill; denn alle schliefen und die Sonn' war noch nicht aufgegangen.

Es war drey Uhr nach Mitternacht, da wachte Myrtill auf und schlich sich auf den Zähen in das Kämmerchen, wo Johann mit der Mutter schlief.

Steh' auf Johann! rief Myrtill leise und schüttelte den kleinen Schläfer.

Doch Johann streckte sich von einer Seite auf die andere, und murmelte etwas vor sich, das Myrtill nicht verstehen konnte.

Steh auf, du kleiner Schalk! sprach Myrtill jetzt von neuem. Steh auf, es ist schon Zeit; sonst kommt der Spaß zu spät.

Allein der kleine Schläfer ward gar bös und schlug um sich mit seinen Händen. Fort! fort! rief er, fort mit dir Bär! Du zotig Thier! laß mich in Ruh! husch! husch!

Da lächelte Myrtill und rüttelte Johannen zum dritten Mahl. Jetzt schlug er seine Augen

auf. Was ist? was ist? sprach er noch halb im Schlaf.

Myrtill. Es ist der Geburtstag deines Vaters.

Johann. Hab' ichs verschlafen? hab' ichs verschlafen? o weh!

Myrtill. Verschlafen hast dus nicht, doch stehe auf, und kleide dich schnell an. Sey fix.

In drey Minuten war Johann fix und fertig. Nun gingen beyde in des Vaters Stube, wozu die Mutter den Schlüssel hatte. Gleich an des Vaters Stube war seine Schlafkammer. Hier schlummerte er süß, denn er war arbeitsam und brav. Bey der Thüre zur Schlafkammer bauten nun Myrtill und Johann eine Laube von grünen Reisern, die sie, des Tags zuvor, im Wald gehohlet hatten.

Die Laube war nun fertig. Da ging Johann und weckte die Mutter auf und Myrtill öffnete die Thür des Hauses. Da traten vier Männer herein, zwey davon hatten Waldhörner unter dem Arme und von den zwey andern hatte jeder eine Flöte.

Als Johanns Mutter angekleidet war, ging sie mit ihrem Sohn, mit den vier Männern und mit Myrtillen in ihres Mannes Stube.

Johann hatte ein schönes Körbchen von grünen, rothen und gelben Stroh geflochten. Dieß Körbchen füllte er mit frischen Feld- und Gartenblumen.

Da gabs Vergißmeinnichtchen, Feuerlilien, gefüllte Nelken, Rosmarin und Tulpen.

Das Körbchen mit den Blumen nahm Johann in die Hand und trat mit seiner Mutter hinter die eine Wand der Laube. Myrtill und die vier Männer mit den Waldhörnern und Flöten stellten sich auf die andere Seite.

Es war halb fünf. Um diese Zeit pflegte Herr Brav aufzustehen. Frau Brav winkte und nun fingen die vier Männer an, ein schönes, sanftes Morgenlied zu blasen. Gar rührend war es anzuhören.

Herr Brav erwachte und wußte nicht, was dieses zu bedeuten hätte. Doch endlich fiels ihm ein, daß heute sein Geburtstag sey. Die Freude macht mir meine liebe Frau, sprach er bey sich und dankte froh dem guten Gott, daß er ihn diesen Tag gesund erleben ließ.

Als er sich angekleidet hatte, da machte er die Thür zu seiner Kammer auf. Wie froh erstaunte er, als er nicht in die Stube, sondern in eine Laube trat.

Jetzt bliesen die vier Männer einen schönen Marsch. Herr Brav blieb in der Laube stehn und freute sich gar sehr. Wer macht mir diese Freude? fragte er dann leise.

Nun trat Frau Brav mit ihrem Johann vor die Laube, und redete den Vater also an: Hier, guter Vater, bring' ich deinen Sohn. Er will

dir für das Gute danken, das du bisher an ihm gethan.

Johann trat vor den Vater hin und sagte mit zitternder Stimme folgendes:

Nimm, für deine Treu' und Sorgen
Jetzt an diesem frohen Morgen
Meinen Dank, o Vater, an!
Nimm von deinem kleinen Sohne
Korb und Blumen hier zum Lohne,
Lieber Vater, nimm' sie an! —
Einst' werd' ich was Beßres geben.
Lange, lange sollst du leben! —

Johann übergab nun dem Vater das Blumenkörbchen, ergrif seine Hand, küßte und benetzte sie mit dankbaren Zähren. Der Vater stand gerührt da und helle Thränen flossen aus seinen Augen. Er umarmte seinen Sohn, hob ihn in die Höhe und gab ihm einen Kuß.

Frau Brav trat auch herzu, umarmte ihren Mann, und es weinten Vater, Mutter und Sohn.

Myrtill kam auch dazu und drückte Herrn Brav die Hand und sagte: Lieber Herr Brav! leben Sie noch recht lange! Weiter konnt' er nicht reden, denn der wackere alte Mann weinte wie ein Kind. Konrad, den man ganz vergessen hatte wurde munter, und war auch bald da.

So einen schönen Morgen habe ich noch nicht erlebt, sagte Herr Brav. Dank euch dafür, ihr Lieben! Darüber freute sich Johann gewaltig.

Der ganze Tag war reich an Freuden und lange erinnerte man sich noch an diesen schönen frohen Tag.

Karl ist sehr vergnügt.

Christian kam vom Felde gesprungen; er war sehr vergnügt und man konnte ihm die Freude im Gesichte lesen. In seiner rechten Hand trug er ein Säckchen, worinnen etwas war, was ihm die große Freude machte.

Als er zu Nachbars Hause kam, klopfte er an das Fenster und fragte: Ist Karl wohl zu Haus?

In einem Hui! war Karl vor der Thür. Was giebt es, Christian? sprach Karl zum kleinen Nachbar.

Da zog Christian hinter dem Rücken das Säckchen hervor, lächelte froh und sagte: Rath' ein Mahl, lieber Karl?

Karl. Gewiß hast Du ein Nest von einer wilden Ente gefunden und die Eyer mit Dir genommen.

Christian. Verfehlt. Ich stehle nie den Vögeln ihre Eyer. Auch legen sie jetzt keine Eyer mehr.

Karl. Hast Du ein Kästchen Geld gefunden?

Christian. Hahaha! Karl! wo geräthst Du hin! —

Christian schüttelte ein wenig das Säckchen, und es bewegte sich etwas darinnen.

Aha! nun weiß ichs! rief der frohe Karl. Nicht wahr, Du hast gefischt mit Deiner neuen Angel? o zeige mir, hast Du wohl viel gefangen? —

Christian. Hahaha! hahaha! Du könntest wohl bis Morgen früh um vier Uhr rathen, Ich will es Dir nur sagen. In meinem kleinen Sack sind keine Eyer, keine Fische und auch kein Geld, es sind darinnen — Vögel.

Karl. Vögel? lieber Christian, Vögel?

Christian. Ja ja! es ist nicht Spaß, es ist mein voller, es ist mein vollster Ernst.

Karl. O allerliebst! doch sag', was sinds für Vögel?

Christian. Sie rufen: Pickperick! Pickperick! Pickperick!

Karl. Sie rufen: Pickperick? —

Christian. Hahaha!

Karl. Sie rufen Pickperick? — Nun weiß ichs; ach! lieber Christian! nicht wahr nicht wahr es sind — Wachteln?

Christian. Getroffen, Karl! getroffen!

Da klatschte Karl in die Hände und fragte Christianen, woher er die Pickpericks bekommen hätte. Da erzählte Christian folgendes:

Ich ging vor ein Paar Stunden mit meinem Vater auf das Feld. Da sah ich, wie man die Gerste in kleine Bündel bindet. Ein solches Bündel nennt man eine Garbe. Die Garben legt man dann auf einen Hauffen. Ein Haufen hat fünfzehn Garben und heißt eine Mandel. Wie

ich den Garbebindern so zusah, siehe da! so kommt Dir der Amtman, Herr Haun. Vor ihm lief sein Wachtelhund, Du kennst ihn doch?

Karl. Er ist schneeweiß und hat einen kurzen, abgehauenen Schwanz, wie alle Wachtelhunde, und heißt Diana, nicht wahr?

Christian. Ja ja! der ists. Diana lief also voraus und Herr Haun trug in der Hand ein Vogelnetz, welches an einer langen Stange angebunden war. Neben ihm ging sein Bedienter. Als sie auf die Aecker gekommen waren, wo die Gerste schon abgemäht, aber noch nicht in Garben gebunden war, da streckte Diana ihren Kopf zur Erde und roch und schlich ganz sachte herum. Auf einmahl stand Diana still, wedelte mit dem Stückchen Schwanze, das ihr übrig geblieben war, legte sich auf die Erde hin, und blieb ganz still; kein Glied bewegte sie. Das ist ein Zeichen, daß nicht weit davon eine Wachtel ist. Herr Haun nahm mit seinem Bedienten das Vogelnetz, und bedeckte damit den Hund und ein Stück vom Acker. Und siehe da! unter dem Netze flatterten vier Wachteln. O Karl! wärst Du doch da gewesen! gesprungen wärst Du vor Freude. Die Wachteln wurden gefangen und in ein Säckchen gesteckt. Herr Haun hatte deren wohl schon acht, als er auf unsern Acker kam und sie uns zeigte.

Karl. O wär' ich doch dabey gewesen!

Christian. Herr Haun sagte zu uns: Ich

fange die Wachteln für gute Freunde, die die Vögel lieben. Alle Jahre suche ich deren zehn zu bekommen. Fange ich mehrere, so lasse ich die übrigen fliegen, denn die Vögel lieben gar sehr die Freyheit, und es wäre Sünde, sie ihnen unnöthiger Weise zu rauben.

Karl. Ach! das ist ein guter Mann, der Herr Haun!

Christian. Mir gefielen die Wachteln ungemein. Als dieß Herr Haun bemerkte, sagte er zu mir: Nicht wahr, Christian! Du möchtest gern eine davon haben? Ich sah zur Erde nieder und sprach ganz leise: ja! — Da zog der gute Mann drey Wachteln aus dem Sack und that sie in ein kleineres Säckchen und sprach: Hier hast Du drey, statt einer. Du wirst ein Paar gute Freunde haben, diesen kannst Du zwey davon schenken. Ich bedankte mich und nahm das Säckchen.

Karl. O wie lieb hab' ich den guten Herrn Amtmann Haun! Wenn ich nur balde die lieben Thierchen sehen könnte!

Christian. Herr Haun sagte, ich sollte zwey davon an gute Freunde verschenken. Dich, lieber Karl! hab' ich ja am liebsten. Du bist mein bester Freund, komm' gleich mit mir in unser Haus, da kannst Du Dir die schönste Wachtel wählen. Ich schenk' sie Dir.

Da klatschte Karl in die Hände und sagte: bist mein lieber Christian! Drauf sprang er hin

zu seinem Vater und sprach: Erlaube mir es Vater, daß ich jetzt zum Nachbar gehe; gleich bin ich wieder da.

Der Vater sagte: geh hin.

Ach! was war das für eine Freude, als Karl die Wachteln erblickte! Sie waren alle drey recht munter. Er wählte sich die eine, welche um den Hals einen weißen Ring hatte. Danke! Christian, danke! rief Karl und lief nach Haus, und zeigte sein Geschenk dem Vater, der Mutter und seinen zwey Schwestern, Fränzchen und Lottchen. Alle hatten ihre Freude darüber.

Karl ließ sich einen großen Vogelbauer machen, und that seine lustige Wachtel hinein. In wenigen Tagen fieng sie an zu schlagen: Pickperick! Pickperick! Pickperick! Das freute Karln sehr. Er fütterte die Wachtel gut mit allerhand Sämereyen und Getreyde und gab ihr den Nahmen Pickperick.

Wenn Karl des Morgens erwachte so hörte er seine liebe Pickperick schlagen und sprang hurtig aus dem Bette und setzte ihr Futter und frisches Wasser vor.

Wenn man Karln fragte: Welche von Deinen Sachen hast du am liebsten? so antwortete er: Konrad Kiefers Lesebüchlein und meine liebe Pickperick!

Karl ist sehr betrübt.

Eines Morgens kam Christian zu Karln. Da sah er ihn in einem Winkel. Er weinte: hu hu! hu hu!

Was fehlt Dir lieber Karl? fragte Christian.

Karl. Hu hu! hu hu! hu hu!

Christian. O sag' es mir, was fehlt Dir Karl?

Karl wandte sich um, trocknete sein Gesicht, nahm Christianen bey der Hand und führte ihn in die Kammer, zu dem Vogelbauer. Ach! sieh, sprach er, die Wachtel die Du mir geschenkt, die liebe Pickperick ist todt! ist todt! hu! huhu!

Christian. Du armer Karl! was ist dem lieben Thierchen wohl begegnet?

Karl. Mein Vater sagt, ich hätte sie zu stark gefüttert. Schon seit einigen Tagen schlug sie nicht mehr ihr Pickperick. Auch war sie gestern nicht mehr so munter wie vorher. Heut früh erwachte ich und guckte in den Vogelbauer. Da saß sie in einem Winkelchen ganz eingezogen und hatte wenig Leben mehr. Jetzt ist sie völlig todt.

Christian. Die arme Pickperick.

Karl war über den Tod seiner Wachtel untröstlich, denn er hatte sie gar zu lieb.

Christian sagte zu Karln: Sey ruhig, Karl! hin ist hin! das Weinen hilft zu nichts. Adieu, lieber Karl! adieu!

Karl war nun allein in der Kammer. Betrübt sah er die Wachtel an und seine Augen wurden wieder naß. Fränzchen, die sanfte, gute Schwester kam und tröstete den Bruder; auch Lottchen und der Vater mit der Mutter thaten dieß. Doch Karl war nicht zu trösten.

Es dauerte nicht lang, und Christian war wieder da. Er rief den betrübten Karl bey Seite. Lieber Karl, sagte er, Du hast die Wachteln lieb, viel lieber als ich. Deine Pickperick ist todt. Nimm hin, ich schenk' Dir meine Wachtel. Und nun zog Christian hinter dem Rücken die Wachtel hervor, die noch recht munter war.

Karl wurde durch Christians Gefälligkeit stark gerührt. Nein! sagte er, nein! lieber Christian, ich will Dich nicht um Deinen schönen Vogel bringen. Behalte ihn.

Doch Christian ruhte nicht eher, bis Karl seine Wachtel angenommen hatte, welche Tamine hieß.

Nun hatte Karl statt der Pickperick eine Tamine. Sie machte ihm viele Freude; denn sie war munter und schlug so gut wie Pickperick.

Karl grub in dem Obstgarten seines Vaters unter einem Birnbaume eine kleine Grube. Er nahm darauf eine kleine Schachtel und legte die Wachtel hinein. Dann ging er mit seinen Schwestern und mit seinem Freunde Christian und vergrub sie. Auf ihr Grab setzte er ein kleines Täfelchen, auf welchem die Inschrift stand!

Hier, in einer kleinen Schachtel,
Liegt begraben eine Wachtel.
Ach! es war ein liebes Thier!
Christian, der bracht' sie mir,
Sie war munter, fett und dick,
Schlug des Morgens: Pickperick!
Doch — o weh! — vor wenig Tagen
Hört' die Wachtel auf zu schlagen.
Denn ihr Magen war verdorben.
Heute früh ist sie gestorben.
Sie kommt nie zu mir zurück,
Meine liebe Pickperick!

Karl
den 10ten October 1798.

Fritz will Soldat werden, besinnt sich aber bald eines andern.

Der kleine Fritz, eines Kaufmanns Sohn, hatte noch nie Soldaten gesehen. Einmahl kamen sehr viele Soldaten in die Stadt, wo er wohnte.

Das war eine Freude für Fritz. Die Soldaten marschirten sehr ordentlich, zwey und zwey, in die Stadt. Vor ihnen gingen viele Tambours, welche Trommeln trugen und sie gewaltig schlugen. Das rasselte und rauschte stark. Wann die Trommeln still schwiegen, so fingen die Pfeifer an, auf ihren Pfeifen zu blasen. Das ließ sich

sehr gut hören. So wie die Trommler trommelten und die Pfeifer pfiffen, so marschirten die Soldaten. Es war eine Lust, sie anzusehen.

Alle Soldaten marschirten auf den Platz der Stadt, wo Fritzens Vater wohnte. Vor seinem Hause stellten sich die Soldaten in drey Reihen. Ein Herr auf einem Pferde ritt um die Reihen herum, mit bloßem Säbel. Dann rief er sehr laut: richt euch! und die Soldaten standen Mann an Mann in schönster Ordnung.

Drauf rief der Herr auf dem Pferde: exercirt! präsentirt das Gewehr! schultert das Gewehr! und die Soldaten machten alles mit den Flinten nach, was ein großer Soldat, der außer dem Gliede stand, mit der seinigen machte. Diesen Soldaten hieß man Flügelmann, doch hatte er keine Flügel.

Fritz sah dieß alles an. Das Herz hüpfte ihm vor Freude und er lief zu seinem Vater hin und sagte: Vater! bin ich nur gros, so werd' ich ein Soldat.

Der Vater lächelte und sprach: Nur wachse erst groß, mein Kind.

Fritz ging vor die Thür und rief seine Kameraden zusammen und sagte mit vieler Freude zu ihnen: Bin ich groß, so werd' ich ein Soldat. Und Karl, Adolph, Bernhard, Franz und Zacharias riefen, ein jeder! Ich auch! ich auch!

Fritz sprang auch zur Mutter und zu den

Schwestern hin und sagte ihnen, was er werden wollte, wann er nur erst groß wäre.

Die Soldaten wurden an die Einwohner der Stadt vertheilt, die mußten sie in ihren Häusern aufnehmen. Zu Fritzens Vater kam der Herr, der auf dem Pferde herum ritt und rief: richt euch! exercirt! präsentirt das Gewehr! schultert das Gewehr!

Dieser Herr hatte eine schöne Kleidung und viel Gold darauf. Er sah sehr ernsthaft aus, und als er in die Stube trat, wo Fritz mit seinem Vater war, warf er sich hin aufs Kanapee und sagte: Ich bin sehr müde, ich muß etwas ausruhen.

Wie heißt dieser Herr Soldat? fragte Fritz seinen Vater ganz leise.

Der Vater antwortete: Er ist der Herr über die Soldaten, der ihnen befiehlt, wohin sie marschiren und was sie thun sollen, und der sie straft, wenn sie sich nicht gut aufführen. Was er befiehlt, das muß geschehn, sonst setzt es Hiebe oder gar noch was ärgeres. Man heißt ihn General.

Fritz sagte: Gieb acht! gieb acht! ich werde ein Mahl auch ein solcher Herr Soldat. Bin ich nur groß, Du sollst schon sehen! da steht vor Dir nicht mehr der kleine Fritz, sondern Friedrich, der Venetral.

General, willst Du wohl sagen.

Ja richtig, General heißt so ein Herr.

Der General, der dieses alles gehört hatte, lächelte und rief den kleinen Fritz zu sich. Du kleiner Mann, sagte er zu ihm, hast also große Lust ein General zu werden!

Gar große Lust, versetzte Fritz. Bin ich nur Einmahl groß; dann ruf ich auch; Nicht euch! schultert das Gewehr! und reite auch auf einem Gaul herum. Doch sag' Einmal Herr General, wo gehst Du hin mit den Soldaten?

General. Wir gehen in den Krieg.

Fritz. Was ist das für ein Ding der Krieg. Ists eine Stadt?

General. Keine Stadt, mein Kind! es ist Dir gar ein böses Ding, der Krieg.

Fritz. Noch immer versteh' ichs nicht.

General. Ich will Dirs sagen. Wenn der Herr von einem Lande mit dem Herrn von einem andern Lande, nicht gut Freund ist, so läßt der eine und der andre Herr alle Soldaten, die er hat, zusammenkommen, und sie gegen den Feind marschieren. Sind sie nicht mehr weit von einander, so laden sie die Flinten und thun Kugeln von Bley hinein und nun gehts Pif! Paf! Puf! und mancher brave Soldat bekommt eine Kugel vor den Kopf und fällt dann todt zur Erde nieder.

Fritz. Au! au!

General. Wann dann die Soldaten sich noch näher kommen, dann ziehen sie den Säbel und nun gehts: schwipp! schwapp! schwupp! da

liegen Dir die Menschenköpfe, gleichwie die Kürbisse in eurem Garten.

Fritz. O! o! was haben sich denn die Soldaten gethan?

General. Nichts, gar nichts.

Fritz. Und hauen sich doch todt?

General. Und hauen sich doch todt.

Fritz. Pfui! pfui!

General. Und wann die feindlichen Soldaten sehr weit, oder in einer Stadt sind, so werden die Kanonen geladen. Sie haben gewaltig große Löcher, man führt sie auf Wagen, denn sie sind schwer. In jede Kanone thut man eine Kugel, die oft so dick ist, wie der dicke Kopf des dicksten Mannes. Man brennt dann die Kanone los. Sie thut einen gewaltigen Kracher, und alles was die Kugel berührt, stürzt nieder.

Fritz. Au! au!

General. Auch hat man noch andre böse Dinge. Sie sind rund und hohl und wie ein großer Mannskopf dick. Man füllt sie mit Pulver und schickt sie in die Stadt, wo sie mit einem großen Knall zerplatzen und alles niederreißen, was sie berühren. Die bösen Dinge heißt man Bomben.

Fritz. Ach! ach! Herr General!

General. Das sollst Du einmahl sehn —

Fritz. Huhu!

General. Die Kugeln sumsen den Soldaten um die Ohren gleich wie die Mükken in dem Sommer.

Fritz. Und dieses heißt man Krieg?

General. Das heißt man Krieg mein Kind.

Fritz. Ach! das ist gar ein böses, böses, böses Ding. Warst Du schon auch im Krieg, Herr General?

General. Schon oft, mein Sohn. Gar viele hundert Kugeln pfiffen mir ums Ohr.

Fritz. Und Du hast doch noch Deinen Kopf?

General. Wie Du siehst.

Fritz. Huhu! das mag ein schönes Pfeifen seyn?

General. Wirst Einmal schon erfahren. Denn bist Du groß, so wirst Du ja Soldat.

Fritz. Nein! nein! Herr General! nun mag ichs nimmer werden. Dank' schön, dank schön dafür!

Fritz sprang davon und suchte seinen Vater auf und sagte: nein Vater, nein ich werde kein Soldat! dieß sagt' er auch der Mutter und den Schwestern und dem ganzen Hause.

Fritz ging auch endlich vor die Thür und rief seine Kameraden zusammen und sagte zu ihnen: Ich werde nun nicht mehr Soldat; denn ich müßt' dann in Krieg, und das ist euch ein böses, böses Ding. Drauf erzählte er, was er vom General gehört, und sagte noch ein Mahl: Ich werde kein Soldat!

Ich auch nicht! ich auch nicht! riefen Karl, Adolph, Bernhard, Franz und Zacharias.

Herr Herbst macht mit seinen Kindern eine Reise.

Herr Herbst hatte viele eigene und noch noch mehr fremde Kinder, die er unterrichten ließ und zu verständigen und guten Menschen erzog. Viele Lehrer halfen ihm.

Herr Herbst war gar ein guter Mann. Er machte seinen Kindern manchen Spaß und darum hatten sie ihn lieb, gar herzlich lieb. Sie liebten ihn wie ihren Vater und hießen ihn auch Vater.

Herr Herbst ließ seine Kinder keine Hüte tragen. Und daran that er wohl. Die Kinder waren so gesund wie Fische. Nur wenn man reiste, setzten sie die Hüte auf, die in einer Kammer lagen.

An einem Tag im Winter, ließ Herr Herbst die Kinder sich all' in eine Reihe stellen und sagte: Lieben Kinder! ein jedes nehme seinen Hut und seine Ueberhose und seinen Ueberrock und lege alles auf sein Bett.

Da sprang jedes wie ein Reh und rief: Vater! Vater! Du machst uns wieder einen Spaß! nicht wahr, es geht bald fort?

Herr Herbst lächelte und antwortete — nichts. Den zweyten Tag um sechs Uhr früh, schlug Karl die Trommel, und jeder sprang aus seinem Bett und zog sich an. In fünf Minuten waren alle fix und fertig.

Da rief Herr Herbst: Sammelt euch! stellt euch! richt euch!

Und alle standen da in einer Reihe, wie Soldaten, doch ohne Flint' und ohne Säbel.

Herr Herbst, als General, gab folgenden Befehl: Um sieben Uhr, wenn ich die kleine Glocke läuten lasse, ist alles vor dem Haus, so angezogen, wie ein Wandersmann, der in dem kalten Winter eine Reise macht.

Groß und klein klatschte in die Hände.

Um sieben Uhr waren alle vor dem Hause. Man stellte sich in eine Reihe und Herr Herbst gab noch einige gute Lehren, wie sich jeder auf der Reise zu verhalten hätte. Dann rief er: Marsch. Und nun gings fort. Der weiße Spitz lief mit.

Auch nahm Herr Herbst drey kleine Männer mit. Sie hießen Ernst, Wilhelm und Franz. Die kleinen Männer waren gar nicht alt. Jeder war nicht älter als sechs Jahre. Allein sie konnten gut marschieren, auch in der Kälte und im Regen.

Wißt ihr, woher das kommt? — Das kommt daher. Die kleinen Männer hockten nicht beständig in der Stube; sondern spazierten alle Tage,

auch wenn es regnete und fror, in freyer Luft herum, in Wäldern und auf Wiesen. Gleich bey dem Hause, wo sie wohnten, gibt es viele Berge; der eine heißt der Geisenberg, der andere der Burgberg, der dritte der Herrmanstein, der vierte der Abtsberg, und so weiter. Auf diesen Bergen kletterten sie recht oft herum, wie kleine Gemsen. Und darum konnten auch die kleinen Männer marschieren.

Herr Herbst führte die Reisegesellschaft durch einen Wald. Es war ein kalter Wintertag; doch kam die liebe Sonn' hervor, und kuckte durch die Wolken, recht freundlich auf die Reisenden. Man achtete der Kälte nicht, sondern jeder wandelte froh seinen Weg. Auf dem Felde sah man keine Blumen, kein Getraide, keine Heerden Schafe, Ziegen oder Kühe. Das ganze Feld war weiß. Schnee lag darauf. Die Reisenden hatten den Schnee recht gern und auch das Eis; denn sie fuhren gern Schlitten und liefen gern Schlittschuhe. Darum freuten sie sich immer, wenn der Winter ankam und sangen dann:

Ha! kalter Winter, bist du da
In deinem Schneegewand!
Willkommen lieber weißer Mann!
Komm', reiche mir die Hand!

Da die jungen Wanderer auf ihrem Wege keine Pflanzen fanden, die sie hätten sammeln und betrachten können! so hielten sie sich an ihre Lehrer und baten sie, sie möchten ihnen was erzählen.

Um diese Zeit waren einige Wölfe in diese Gegend gekommen. Die Jäger nahmen ihre Flinten und suchten diese bösen Gäste auf. Ein Wolf kam ihnen bald zu Gesichte; da legte ein Jäger seine Flinte an und drückte sie los. Es ging paff! da lag der Wolf, und stahl nun mehr kein Schaf, kein Lamm von einer Heerde. Doch ein Paar Wölfe blieben noch am Leben und strichen in der Gegend herum.

Die jungen Wanderer erzählten sich von Wölfen. Ein kleiner Mann kam zu Herrn Hill und sagte: Herr Hill! hast du schon einen lebendigen Wolf gesehen?

Schon mehr als einen erwiederte Herr Hill; und du, mein Kind?

Ich habe keinen noch gesehn, antwortete der kleine Mann. Wie sieht er aus.

Herr Hill. Hast du schon einen großen Schäferhund gesehen?

Der kleine Mann. Schon mehr als Einen.

Hr. Hill. Beynahe so sieht auch der Wolf aus; nur ist er größer, hat lange graue Haare, und sieht wild, recht wild aus, wie mancher Mensch, der zornig ist.

Der kleine Mann. Was frißt er wohl am liebsten?

Hr. Hill. Kann er ein Lamm oder ein Schaf von einer Heerde bekommen, so freut er

sich so sehr als du, wenn du ein Stück Pflaumkuchen bekommst.

Der kleine Mann. Herr Hill! Herr Hill!

Hr. Hill. Doch schmeckt dem Wolf auch das Fleisch der Kühe, Pferde und Hunde gut. Und es darf eben nicht frisch seyn; es bekommt ihm auch wohl, wenn es schon stinkend ist. Der Wolf hat einen scharfen Geruch, und viele hundert Schritte weit riecht er sehr gut ein Aas; gerade wie du, kleiner Mann, auf deiner Stube gut den Zwiebelkuchen riechst, der noch im Ofen steht.

Der kleine Mann. Herr Hill! Herr Hill!

Hr. Hill. Der Wolf hält sich nur in kalten Ländern auf, in Rußland, Pohlen, auch in den kalten Gegenden von Ungarn, die bey Pohlen liegen. Er streicht oft in Gesellschaft auf Bergen und in Wäldern herum, und bekommt er ein Pferd, einen Ochsen, eine Kuh, oder ein Schaf, dann fällt er das arme Thier mit seinen spitzen, scharfen Zähnen an, beißt es todt und frißt es auf. Auch mit dem größten Fleischerhunde nimmt er es auf, packt ihn an dem Nacken und macht ihn kalt. Deßwegen bindet man den großen Hunden um ihren Hals ein eisernes Band, mit spitzen Stacheln. Packt sie ein Wolf dann an, so stechen ihn die Stacheln und er verliert allen Appetit, nach dem Hunde.

Der kleine Mann. Hahaha!

Hr. Hill. In vielen Gegenden sind die Wölfe sehr kühn. Wann es sehr kalt ist und sie können in dem freyen Felde nichts zu fressen bekommen, so machen sie den Schafen und den Kühen in den Ställen Besuch.

Der kleine Mann. Ey! ey! die bösen Wölfe.

Hr. Hill. Sie laufen oft im Dorfe herum wie Hunde.

Der kleine Mann. In einem solchen Dorf' möcht' ich nicht wohnen. Thun sie den Menschen nichts?

Hr. Hill. Die Menschen bleiben hübsch in ihren Stuben und lassen die Wölfe draussen herumlaufen. Die Wölfe sollen sich, sagt man, vor den Menschen fürchten, b sonders wann sie bey ihnen Feuer sehen. Denn vor dem Feuer fürchtet sich der Wolf gar sehr. Doch, ist der Winter gar zu hart und sind die Wölfe allzu hungrig, so fallen sie vor Hunger auch die Menschen an. Da weiß ich ein Geschichtchen.

Der kleine Mann und noch viele Andere baten Herrn Hill, das Geschichtchen zu erzählen.

Herr Hill erzählte folgendes:

In Pohlen war ein Mahl ein harter Winter. Da liefen die hungrigen Wölfe in den Dörfern herum, heulten und nahmen mit sich Hunde, Gänse, Enten, Schafe. Die fraßen sie.

Zwölf Personen aus Pohlen, fünf Männer und sieben Frauen, mußten in diesem harten Win-

ter eine Reise machen. Sie kamen in ein Wirthshaus, das im Walde stand. Der Abend war angekommen, es wurde immer dunkler und dunkler und endlich ganz Nacht.

Soll ich eine Streue machen, fragte der Wirth die zwölf Reisenden.

Nein! sagten sie, wir wollen noch weiter. Der Mond wird scheinen und da läßt sichs gut marschieren.

O gebet, lieben Freunde! nicht weiter; sagte der Wirth, es ist jetzt gar gefährlich, die Wölfe streichen heerdenweis im Wald herum und machten mir schon dreymahl Nachtmusik.

Doch die Reisenden wollten nicht bleiben. Wir müssen Morgen Mittags zu Hause seyn, sprach eine junge Frau. Ach! wie wird sich mein Andreas und mein Jakob freuen, wann sie mich wiedersehen. Ein Mann sagte: Meine Frau und meine Kinder werden mich schon mit Schmerzen erwarten. Wir müssen fort; sonst kommen wir Morges zu Mittage nicht nach Haus.

Adieu! adieu! Herr Wirth. Wir wünschen ihm eine ruhige Nacht und keine Nachtmusik.

So sprachen die Reisenden und gingen ab.

Am andern Tag ging der Wirth im Walde spazieren, und als er an einen Platz kam, fiel er vor Schrecken beynahe zu Boden. Er fand Stücke von Kleidern, halbe Stiefeln, hie und da einen Hut, auch lagen Knochen, halbe Beine, Hände, Rippen und zerfreßne Köpfe herum.

Auch sah er im Schnee die Spuren von etlich zwanzig Wölfen.

Er schlug die Hände über dem Kopf zusammen und jammerte. Doch es half nichts.

Die armen zwölf Reisenden, die sich schon so sehr auf das Wiedersehn ihrer Weiber, Männer und Kinder gefreut hatten, waren nun dahin, waren eine Speise der Wölfe geworden.

Die armen Menschen! sagten alle, die Herrn Hill zugehört hatten. Die armen Menschen!

Sag' mir, Herr Hill! sprach drauf der kleine Mann, kann man die Wölfe sich nicht vom Halse schaffen?

Herr Hill. Daran läßt man es nicht fehlen. In vielen Gegenden, wo sonst sehr viele Wölfe heulten, wird man jetzt keinen einzigen mehr finden. Und da, wo es noch Wölfe giebt, knallt man gar viele todt. Man macht es so. Es wird vor dem Dorfe, oder vor der Stadt eine tiefe Grube gegraben, über diese Grube macht man ein Dach von Brettern, und schüttet Erde darauf, daß man es nicht bemerkt. Blos zwey kleine Löcher läßt man. In die Grube trägt man Stroh, und es sieht darinn aus, wie in einer Stube, nur daß sie nicht schön ist. Das heißt man dann eine Lauergrube.

Zehn oder zwanzig Schritte von dieser Lauergrube läßt man viele Aeser hinfahren. Ist nun der Winter da und scheint in der Nacht der Mond: so gehn des Abends zwey oder noch meh-

rere Jäger in die Lauergrube, sind mäuschenstill und lauern, ob kein Wolf herbeygeschlichen kommt. Oft kommen mehr als zehn. Da legt der Jäger seine Flinte an, zielt und drückt ab. Hat der Jäger gut gezielt und schießt die Flinte gut, so purzelt gewiß der Wolf zu Boden. Die andern nehmen Reißaus.

Der Jäger springt nun aus der Lauergrube mit einem dicken, dicken Knittel, und schlägt damit den Wolf ganz todt, wenn ihn die Kugel noch nicht völlig getödtet hat. Dann schleppt er ihn zu der Lauergrube und am andern Tage läßt er ihn nach Hause führen, wo ihm das Fell abgezogen wird, für welches man fünf bis zehn Thaler zahlt.

Der kleine Mann. Ich möcht' dabey seyn, wann das Thier zur Erde stürzt und nicht mehr beißen kann.

Herr Hill. Doch auch lebendig fängt man hie und da die Wölfe.

Der kleine Mann. Herr Hill! Herr Hill! da bin ich nicht dabey.

Herr Hill. Hör' mich nur an. Man gräbt sehr tiefe Gruben, und legt darauf dürre Reiser. In der Mitte steht ein langer Pfahl; an diesen bindet man ein Stück Fleisch, oder noch besser eine lebendige Gans oder Ente. Kommt nun ein Wolf, so flattert die Gans oder die Ente und er glaubt, sie wolle fortfliegen. Nun springt er, was er

sprin-

springen kann, drauf los und patsch! da liegt er in der Grube und kann nicht heraus.

Der kleine Mann. Hahaha! da hast du's, Herr Wolf!

Herr Hill. So fängt man auch die Bären. Dabey fällt mir wieder ein Geschichtchen ein. Soll ichs erzählen.

Alle. ja! o ja!

Herr Hill. In einem Wald war eine Bärengrube. In diese fiel ein feister Bär in einer finstern Nacht hinein. Drauf kam ein Mann, der auf der Geige spielt, man heißt ihn Musikant. Der Musikant trug auf dem Rücken eine Baßgeige. In seinem Kopfe wars nicht richtig. Er hatte ein Glas zu viel getrunken. Drum verlor er den richtigen Weg und taumelte im Walde herum; er taumelte und taumelte und kam auch an die Bärengrube, und fiel — o weh! — hinein. Er fand darinn einen unhöflichen Stubengesellschafter; denn der Bär fing an zu brummen, und wollte ihn mit seiner breiten Taze streicheln. Der Musikant schwitzte vor Angst, nahm schnell seine Baßgeige vom Rücken und fing an einen Pohlnischen Tanz zu geigen. Das gefiel seinem Stubenkameraden so wohl, daß er die Taze gleich zurückzog.

Wann der Bär den Musikanten dann wieder anbrummte, so fing dieser nur gleich an auf der Baßgeige zu spielen, und der Brummer wurde wieder still. Am zweyten Tage ward der Mann

mit der Baßgeige herausgezogen und der Bär blieb auch nicht drinnen.

Ich kann es euch nicht sagen, ob sich dieß wirklich zugetragen? Was meynt ihr, kann mans glauben?

Die Zuhörer sagten ihre Meynung und unter solchen Gesprächen kamen die Reisenden endlich an den Ort, wohin Herr Herbst sie führen wollte.

Was die Reisenden gar alles vor Tische gesehn.

Als Herr Herbst mit seiner Gesellschaft aus dem Walde kam, durch welchen man ging, hörte man ein großes Gepolter. Es ging: Paff! — Paff! — Paff! —

Da zupfte Ernst den Vater bey dem Rock und fragte: was hat das zu bedeuten, Vater?

Das sollst du bald sehn, sagte Herr Herbst.

Es dauerte nicht lang, so stand man vor einem Hause. Es floß ein Bach vorbey, und in dem Hause brannte ein großes Feuer.

Herr Herbst ging in das Haus und fragte den Aufseher desselben, ob er wohl mit seinen Kindern hereinkommen könnte?

Der Aufseher war ein gefälliger Mann und sagte: ja. Da marschirte alles, groß und klein, in das Haus.

In diesem Haus sah man ein Gemäuer, auf welchem ein großes Feuer brannte. Das Feuer wurde von einem gewaltig großen Blasebalg angeblasen.

Sieh', sieh', sagte Wilhelm zu Franz, das ist dir ein Blasebalg! der ist dir ein bischen größer als der, mit dem wir das Feuer im Ofen anblasen.

Der Blasebalg ward von einem großen Rade bewegt und dieses Rad vom Wasser getrieben.

Ein großer, starker Mann, trat zu dem Gemäuer, wo das Feuer brannte. Der Mann war noch ein Mahl so groß als Franz, und noch ein Mahl so dick als Wilhelm. Dieser große, dicke Mann, nahm ein großes, dickes Stück Eisen, und legte es in das Feuer.

Nach einer Weile nahm der dicke Mann das dicke Stück Eisen aus dem Feuer; nicht mit bloßen Händen, sondern mit einer Zange. Das Eisen war glühend, und niemand hatte Lust es anzugreifen. Der große Mann trug das rothe Eisen auf den Ambos.

Ueber dem Ambos hob sich ein mächtig großer Hammer in die Höh', dann fiel er nieder auf das glühende Eisen. Es ging: Paff! und viele Feuerfunken sprühten um den Ambos herum. Franz hielt sich die Hand vor das Gesicht und lief davon, weit von dem Ambos lief er.

Auch dieser große Hammer, den gewiß Franz, Ernst und Wilhelm zugleich nicht hätten heben

können, ward von einem Wasserrade in Bewegung gesetzt.

Franz kam zu Herrn Herbst und guckte ihm hinauf ins Gesicht und fragte: Vater, wie heißt das Haus?

Es heißt ein Eisenhammer, mein Kind, antwortete Herr Herbst.

Als die Reisenden alles gesehen hatten, ging Herr Herbst zu dem Aufseher über den Eisenhammer, und dankte ihm für seine Gefälligkeit; dann nahm Herr Herbst seinen Hut ab und sagte: Adjeu!

Adjeu! sagten auch die andern und gingen weiter.

Als man einige hundert Schritte marschirt war, kam man in eine kleine Stadt. Herr Herbst kehrte mit der Reisegesellschaft in einem Gasthof ein und bestellte ein Mittagsessen. Denn Alle waren schon hungrig. Da aber das Essen etwas lange ausblieb, sagte Herr Herbst: Kommt, lieben Freunde! wir wollen noch ein wenig ausgehen und etwas besehen. Und nun gings fort.

Die Reisenden kamen in ein Gebäude, wo sie viele schöne Thiere fanden, über die sich alle freuten. Es waren Pferde. Wohl über hundert waren es. Das war gar ein herrlicher Anblick für die größeren und kleinern Männer!

Die Pferde waren alle rein geputzt und glänzten sehr. Eines war schöner als das andere. Ein jedes Pferd hatte seinen eigenen Stall, der viel

reinlicher aussah, als manche Stube, in welcher Kinder wohnen, die die Reinlichkeit und Ordnung nicht lieben.

An jedem Stalle war der Nahme des Pferdes angeschrieben; denn jedes hatte einen Nahmen. Das eine hieß Alexander, das andere Bucephalus, das dritte Diana, das vierte Syrius u. s. w.

Die größeren und kleineren Männer bewunderten die schönen schlanken Thiere, und jeder sagte, welches ihm am besten gefiele. Ich wünschte mir den Syrius sagte Abraham, und ich den Alexander, sprach Lorenz. Dem kleinen Wilhelm gefiel der Bucephalus; Franzen die Diana und Ernsten die Anne am besten.

Die vielen schönen Pferde gehörten einem großen Herrn, dem auch die kleine Stadt und ein ganzes Land gehörte. So einen Herrn heißt man einen Fürsten und ein Gebäude, worin so viele Pferde sind, eine Stutterey.

Als die Reisenden alle Pferde gesehen und bewundert hatten, sagte Herr Herbst: nun gehn wir in unser Quartier.

Als man in dem Quartier angekommen war, setzte man sich zu Tische. O wie schmeckte nach dem Marsche das Essen! Man aß auch schöne Fische.

Was die Reisenden nach Tische gesehn.

Als man sich satt gegessen hatte, sagte Herr Herbst: Wir wollen in einer halben Stunde einen braven Mann besuchen, bey dem wir manche artige Sachen sehen werden, Darüber freuten sich Alle.

In einer halben Stunde schickte Herr Herbst zu diesem Manne einen Bedienten und ließ ihn fragen, ob er ihn wohl mit seiner Gesellschaft auf ein halbes Stündchen besuchen dürfte?

Der Mann ließ Herrn Herbst sagen, er sollte nur kommen, er werde ihm willkommen seyn. Die Reisenden zogen ihre Kämme aus der Tasche, kämmten sich, machten ihre Strümpfe zu rechte und nun gings fort.

Der Mann empfing die großen und kleinen Gäste sehr höflich und führte sie in ein großes Zimmer.

Ah! sagten viele, als sie in das Zimmer traten und die Sachen sahen, die darin aufgestellt waren. Da gab es eine Menge Vögel, die in Deutschland und auch einige, die außer Deutschland leben.

Die Vögel waren gar nicht wild und flogen nicht von der Stelle, als so viele Personen in die Stube traten; denn es waren nur ausgestopfte Vögel.

Diejenigen von der Reisegesellschaft, die schon Naturgeschichte gelernt hatten, wußten die meisten Vögel bey ihren Nahmen zu nennen. Ernst nannte den Mausfalken, den Steinadler, den Sperling, die Weindrossel, den Goldammer; Wilhelm den Sperber, den Fischaar, den Storch, die Rauchschwalbe, den Buntspecht; und Franz die Bachstelze, den Seidenschwanz, die Mandelkrähe, die Turteltaube und den Neuntödter.

In einem andern Zimmer fanden die Reisenden nicht nur Vögel, sondern auch ausgestopfte vierfüßige Thiere. Unter andern war auch ein Fuchs darunter, mit einem langen haarichten Schwanze. In seiner Schnautze hielt er eine Taube, denn die Tauben schmauft er so gerne, wie viele Kinder den Eyerkuchen.

Ernst! Ernst! sieh! doch Ein Mahl her, sagte Wilhelm und zog seinen Kameraden herbey. Er zeigte ihm in einem Winkel ein ausgestopftes Eichhörnchen. Es sah allerliebst aus. Das Eichhörnchen saß auf den Hinterbeinen und in den Vorderpfoten hatte es eine Haselnuß, die es gerne frißt. Der lange Schwanz war in die Höh' gerichtet. Das machte allen vielen Spaß.

Der Mann, dem dieß' alles gehörte, zeigte den Reisenden auch noch kleine Stücke von verschiedenem Holze und allerhand seltene Wurzeln. Alles hatte sich dieser Mann allein gesammelt,

und die Vögel und die vierfüßigen Thiere selbst ausgestopft.

Wie wär' es, kleiner Leser, wenn Du Dir auch eine solche Sammlung machtest? Sammle vorerst verschiedene Steine, die Du findest, Schnecken, alsdann Pflanzen, Raupen u. s. w. Es ist gar zu schön, wenn man eine solche Sammlung hat.

Als die Reisenden alles besehen hatten, dankte Herr Herbst recht freundlich dem gefälligen Manne, der ihnen alles gezeigt hatte; jeder machte ein Kompliment und nun gings weiter.

Herr Herbst führte seine Reisegesellschaft auch in eine Mühle, wo Bretter gemacht oder geschnitten werden. Man heißt eine solche Mühle eine Säge- oder Schneidemühle.

Hier fand man eine große Säge, die aufrecht stand, scharfe spitze Zähne hatte, und von einem Wasserrade bewegt wurde. Sie tanzte, blieb aber immer auf einer Stelle. An dieser Säge liegt ein Stück von einem Baum, dessen Aeste abgehauen worden sind. Wann die Säge sich bewegt, bewegt sich auch dieser Baum, der der Länge nach auf dem Boden liegt. Er wird durch Räder immer weiter geschoben und von der Säge in mehrere Theile zerschnitten; diese Theile nennt man dann Bretter.

Einer von den Leuten, die in der Sägemühle waren, kam zu dem kleinen Peter und wollte ihn auf den Baum setzen. Allein da Peter sah, daß

sich der Baum fortbewegte, erschrack er, entlief dem Mann, sah ihn finster an, und machte ein so possierliches Gesicht, daß alle darüber lachen mußten.

Ey! Peter, sagte Lorenz, wer wird so furchtsam seyn! Sieh' her, ich setze mich auf den Baum und es geschieht mir nichts. Dieß that Lorenz, und es geschah ihm nichts.

Als man die Sägemühle genug besehen hatte, rief Herr Herbst: Sammelt euch! stellt euch! richt euch! Alle standen im Gliede. Herr Herbst sah nach, ob niemand verloren gegangen sey, und als kein einziger fehlte, sagte Herr Herbst: Nun marschieren wir rechts, immer unserm Hause zu.

Rückreise.

Die Sonne senkte sich immer tiefer und der Abend war nicht weit. Die Reisegesellschaft war lustig, bällerte sich mit Schneekugeln und sang. Man kam durch ein Paar Dörfer, wo man sich aber nicht aufhielt.

Als man schon eine gute Weile gegangen war, hieß es: wenn wir noch eine gute Stunde tüchtig drauf los gehen, so sind wir zu Hause.

Man kam an einen Graben, über den gesprungen werden mußte. Karl, der große, machte den Anfang. Hupp! gings und die andern folgten ihm

nach. Ernst der größere, der etwas untersetzt war, wollte auch einen hupp! machen. Aber sein Fuß glitschte aus, und patsch! da lag er im Bache. Das Eis brach ein, und Ernst, der Dicke, stand bis an dem Bauche im Wasser.

Was war zu thun? Ernst machte ein Mitternachtsgesicht; aber das half nichts. Herr Still kam zu ihm und sagte: Wenn Du nicht erfrieren willst, Ernst, so nimm Dich zusammen und laufe mit mir, was Du kannst, damit Du immer hübst warm bleibst. Hierauf nahm Herr Still Ernsten bey der Hand und galoppirte mit ihm, immer vorwärts.

Ernsts Stiefel waren voll Wasser gelaufen. Er bat Herrn Still, er möchte still stehen, ihm die Stiefel ausziehen und das Wasser ausgießen. Dieß wollte Herr Still thun. Allein es ging nicht. Die Ueberhose war ganz zugefroren, und man konnte die Stiefel nicht von den Beinen bekommen. Da half nichts, Ernst mußte in den vollgelaufenen Stiefeln marschieren.

Ernst hielt sich wacker, er marschierte drauf los, daß Herr Still seine Freude daran hatte. Die übrigen blieben weit, mit zurück.

Warte nur Ernst, sagte Herr Still, es dauert nicht lang, so sind wir zu Hause, da kleidest Du Dich frisch an, wärmest Dich am Ofen, und die Andern sind lange noch nicht da. Wann sie dann kommen, wollen wir ihnen entgegen lau-

fen und rufen: aha! wir sind doch eher zu Hause als ihr!

Herr Still und Ernst kamen in einen dicken finstern Wald. Es war ganz still. Der Mond ging auf, und guckte durch die Bäume auf die zwey Wanderer. Kein Mensch begegnete ihnen. Auf Ein Mahl hörten sie hinter sich ein hau! hau! Sie sahen sich um und erblickten — den treuen weißen Spitz, der ihnen nachgelaufen kam, und gar freundlich zu ihnen sprang und mit seinem Schwanze wedelte. Darüber freuten sich die Wanderer gar sehr.

Man ging und ging und kam noch immer nicht aus dem dicken finstern Walde. Herr Still rief und Ernst rief auch; sie riefen: Herr Herbst! Herr Herbst! herbey! herbey! wir sind hier! herbey! doch sie bekamen keine Antwort.

Man war nun schon über eine Stunde marschiert und noch immer war man in dem schauerlichen Walde. Nun sah Herr Still wohl ein, daß sie den rechten Weg verfehlt und sich verirrt hätten. Es wurd' ihm bang, doch ließ er sichs nicht merken. Er erzählte Ernsten allerley.

Aber, Herr Still! sagte Ernst, wenn nun die Wölfe kämen, die in dieser Gegend herumstreichen.

Die Wölfe? sagte Herr Still, und machte ein muthiges Gesicht. Die können uns nichts thun, drum kommen sie nicht. Sieh' her, Ernst, ich habe einen großen Schlüssel, käm' einer, der solit'

den Schlüssel fühlen. Ernst lachte und Herr Still lachte auch.

Auf ein Mahl fing Spitz an stark zu bellen. Man sah sich um, und weg war der Spitz. Herr Still rief: Spitz! Spitz! komm her, du treues Hundchen. Doch Spitz kam nicht. Da wurde es Herrn Still bange; denn er dachte, den Spitz hat richtig der Wolf gefressen. Doch als er dieses dachte, sprang Spitz herbey und machte allerhand Kapriolen.

Hierauf kamen Herr Still und Ernst an ein Dorf. Sie sahen einen jungen Mann aus dem Dorfe und fragten ihn, wie der Ort hieße? Der junge Mann sagte es ihnen. Da machte Herr Still große Augen! denn auf dieses Dorf wollte er gar nicht kommen. Er hatte sich fast eine Stunde weit verirrt. Der junge Mann erbot sich, den Wanderern einen Weg zu zeigen, auf dem sie am kürzesten nach Hause kommen könnten. Man kletterte über einen kleinen Berg und watete durch tiefen Schnee. Nun ging der junge Mann ins Dorf zurück. Herr Still dankte ihm recht herzlich für seine Dienstfertigkeit und erinnert sich auch jetzt noch oft mit vielem Dank an ihn.

In einer halben Stunde waren die verirrten Wanderer zu Hause. Die andern waren schon lange da; sie kamen vergnügt Herrn Still und Ernsten entgegen gesprungen und riefen: endlich seyd ihr ein Mahl hier. Ihr habt uns viele Angst gemacht. Wir riefen in dem Walde oft euch zu.

Doch ihr habt uns nicht gehört. Auch Herr Herbst kam herbey und sagte; willkommen ihr zwey Wanderer! es war mir bang um euch. Ich wollte euch schon suchen lassen.

Ernst war munter, zog sich frisch an und der Reißbrey, der zum Abendessen aufgetragen wurde, schmeckte ihm gar herrlich. Er hat sich nachher oft an diese Reise erinnert, und wann er dieses liest, dann lacht er sicher; denn Ernst lacht gern.

Ein Spiel.

Malchen! Jettchen! Alexander! Wilhelm! Adolph! Gustav! Hanchen! alle, alle herbey! es wird gespielt! Herr Will spielt mit! Herbey! herbey!

So rief der muntre, dicke Franz und alle, die er rief, und noch mehrere Knaben und Mädchen sprangen herbey und freuten sich und riefen: es wird gespielt und Herr Will spielt mit!

Herr Will war ein lustiger Mann und ein großer Kinderfreund. Er hatte ein Dutzend Mädchen und Knaben zu sich eingeladen und ging mit ihnen in seinen Garten, wo er ein schönes Lusthaus hatte. Hier traktirte er seine kleinen Gäste mit Obst und Chokolade. Wills Freunde, Kleon und Fliederstrauch waren auch dabey.

Als die kleinen Gäste sich alle um Herrn Will versammelt hatten, sagte er: Wir spielen das

Spiel Vögelverkaufen. Das geht so. Ich bin der Herr und habe Vögel zu verkaufen. Ihr alle seyd meine Vögel, bloß einer von euch ist Käufer. Jeder bekommt einen Vogelnahmen. Der Käufer kommt zu mir und fragt, ob ich diesen und jenen Vogel zu verkaufen hätte. Nennt er nun einen Vogel, den ich habe, so sag' ich ja. Der Käufer zahlt mir schnell dafür das Geld auf meine Hand und läuft dem Vogel nach, der unterdessen schnell davon geflogen. Der Vogel fliegt um jenen Apfelbaum, und kommt zu mir zurück. Wenn ihn der Käufer nicht erhascht, so ist er frey. Der Käufer aber muß auch um jenen Baum laufen. Habt ihr mich verstanden?

Alle. Ja!

Nun so wollen wir das Spiel anfangen. Du Adolph! bist zuerst der Käufer und gehst unter jenem Baum, damit Du es nicht hörst, was ich meinen Vögeln für Nahmen gebe.

Adolph ging fort.

Malchen, sagte Herr Will leise, du bist eine Nachtigall.

Jettchen, du bist eine Amsel.

Hannchen, du bist eine Weindrossel.

Fränzchen, du bist eine Taube.

Alexander, du sey ein Adler.

Gustav, du bist ein Kuckuk.

Wilhelm, du ein Schwan.

Franz ist ein Kolibri.

Peter, der gern viel plappert, eine Aelster.

Gottlieb ein Rothkehlchen, und
Fritz, der gern zornig wird, ein Putterhahn.
Nun stellt euch all' in eine Reihe. — Es ist alles fertig, Adolph!

Adolph kam nun herbeygegangen, den Beutel in der einen und einen Sack in der andern Hand. Er machte ein tiefes Kompliment und redete Herrn Will also an:

Ey! welch eine Anzahl Vögel haben Sie, mein Herr! doch sind sie so versteckt in ihren Vogelhäusern, daß ich nicht einen einzigen recht ausnehmen kann. Ich bin ein großer Freund von Vögeln, und möchte Ihnen wohl einige abkaufen. Sie verkaufen sie doch?

Hr. Will. Zu dienen, mein Herr! alle sind zum Verkauf.

Adolph. Haben Sie wohl eine Eule?

Hr. Will. Nein!

Adolph. Eine Wachtel?

H. Will. Nein!

Adolph. Einen Zeisig?

Hr. Will. Auch nicht.

Adolph. Eine Taube?

Hr. Will. Ja.

Da flog Fränzchen, was sie konnte, auf und davon, flink um den Baum, und bald war sie wieder bey ihrem Herrn. Der Käufer haschte sie nicht und wurde ausgelacht.

O liebes Täubchen, sprach Herr Will, bist wieder bey mir; sollst gleich ein gutes Futter be-

kommen. Herr Will zog eine Birne aus der Tasche und gab sie dem Täubchen.

Und so ging das Spiel fort und machte allen Freude. Alexander war der flinkste und wurde kein einziges Mahl gefangen. Am Ende des Spiels bekam er von Herrn Will einen schönen großen rothen Apfel.

Noch ein Spiel.

Die Gäste des Herrn Will baten ihn, noch Ein Spiel zu spielen. Herr Will ließ daher eine lange Tafel und Stühle aus dem Lusthause an einen schattigen Platz des Gartens hintragen. Nun nehme sich jeder einen Stuhl, sagte er, und setze sich an die Tafel.

Das thaten alle und Herr Will nahm auch einen Stuhl und setzte sich an das eine Ende der Tafel. Spitzt euer Ohr, sagte er, ich will euch sagen was wir spielen.

Die lustigen Kinder ergriffen sich bey den Ohren und riefen: die Ohren sind gespitzt!

Das Spiel, das wir jetzt anfangen werden, heißt: die Vögel fliegen. Es geht so. Ein jeder legt beyde Hände auf den Tisch, und wann ich sage: die Vögel fliegen und ich nenne einen Vogel, so hebt jeder seine Hände in die Höh und ahmt das Fliegen des Vogels nach. Wenn ich

aber

aber nicht einen Vogel, sondern etwas anders nenne, wenn ich z. B. sage: der Tisch fliegt! das Fenster fliegt! so bleiben eure Hände hübsch ruhig wo sie sind. Wer sie aufhebt, der giebt ein Pfand. Nun frisch drauf los.

Alles was Federn hat, das fliegt, die Federbetten ausgenommen, die Vögel fliegen, es fliegt die Schwalbe, der Staar, der Geyer, die Gans —

Alle hoben die Hände auf und ahmten das Fliegen nach. Herr Will fuhr etwas schneller fort:

Der Storch fliegt! die Nachtigall fliegt! die Taube fliegt! der Papagay fliegt! der Holzbeher fliegt! der Fischaar fliegt! der Pantoffel fliegt —

Alle hoben die Hände in die Höhe als der Pantoffel genannt wurde. Darüber zerlachte sich Herr Will gar sehr und jeder mußte ein Pfand geben.

Die Hände wurden gar oft in die Höhe gehoben, wann sie auf dem Tische bleiben sollten. Darüber wurde viel gelacht, und viele Pfänder gegeben.

Nun ist es Zeit, daß wir die Pfänder auslösen, sagte Herr Will. Ich will sie zu mir nehmen. Nur frisch drauf los. Was soll dieses Pfand thun, das ich jetzt in Händen habe. Malchen Du fängst an.

Malchen. Es soll einen Groschen von einem Teller nehmen, auf welchem Wasser ist, sich aber die Finger nicht naß machen.

Herr Will zog einen kleinen Schlüssel hervor. Er gehörte Alexandern.

Alexander bat sich einen Teller und ein Licht aus. Auf den Teller goß man Wasser und legte einen Groschen herein.

Alexander nahm einen Becher von Glas, zündete ein Stück Papier an und warf es in den Becher; als es fast verbrannt war, ergriff er hurtig den Becher, kehrte ihn um, so daß der Boden oben war, und setzte ihn auf den Teller neben dem Groschen. Und, siehe da! das Wasser lief alles in den Becher, und auf dem Teller blieb nichts.

Jetzt konnte Alexander den Groschen nehmen, ohne sich die Finger naß zu machen.

Die ganze Gesellschaft gab Alexandern Beyfall und von Herrn Will erhielt er einen Kuß.

Herr Will fragte von neuem: Was soll das Pfand thun, das ich jetzt in der Hand habe. Franz dictire du die Strafe.

Franz. Es soll von Adolph examinirt werden. Für jede Frage, die es nicht beantworten kann, soll es Eins mit dem Plumpsack bekommen. Die Schläge mit dem Plumpsack soll es zählen, sonst bekommt es dieselben noch Ein Mahl. Und wenn das Examen vorbey ist, so soll es ein Verschen hersagen.

Ey! ey! du kleiner, dicker Mann! versetzte Herr Will, du bist gar streng.

Herr Will zog einen Nußknacker hervor. Alle klatschten in die Hände; denn er gehörte — dem strengen Franz.

Schreib' dir es selbst zu, sagte Herr Will, wenn du nun den Plumpsack fühlst.

Thut nichts, versetzte der dicke Franz. Adolph du bist mein Examinirer. Fang' an.

Adolph. (der seinen Stuhl ins Freye rückt und einen Plumpsack sticht) Mein lieber Franz, hast du schon ein Buch gelesen?

Franz. Mehr als Eins.

Adolph. Was hast du in dem Buch gefunden?

Franz. Geschichten, Erzählungen, Gespräche, und so weiter.

Adolph. Waren diese Geschichten, Erzählungen und Gespräche gemahlt?

Franz. Warum nicht gar? Sie waren gedruckt.

Adolph. Die Noten werden auch gedruckt. Hast du also in dem Buche Noten gefunden?

Franz. Adolph! Adolph! du neckst mich nicht! In dem Buche fand ich Wörter und diese Wörter bestanden aus Buchstaben.

Adolph. Hast du außer den Buchstaben in dem Buche nichts mehr gefunden?

Franz. Nein!

Adolph. Waren die Seiten in dem Buche oben nicht mit Zahlen bezeichnet?

Franz. Richtig! das fiel mir nicht gleich bey.

Franz mußte die Hand herhalten und nun gings: klatsch!

Adolph. Außer den Buchstaben und Zahlen hast du in dem Buche nichts weiter gefunden?

Franz. Nichts weiter.

Adolph. Hast du hinter manchem Worte nicht ein Zeichen gefunden?

Franz. Ach! das ist wahr; wem könnte so was einfallen! Es ging wieder: klatsch!

Adolph. Nun komm' ein Mahl an den Tisch, ich will dir diese Zeichen mit der Kreide anschreiben. Wir wollen sehen, ob du sie zu nennen weißt.

Franz kratzte sich hinter den Ohren.

Adolph. Wie heißt dieses Zeichen .

Franz. Das heißt ein Punkt.

Adolph. Und dieses ,

Franz. Das heißt Komma.

Adolph. Und das :

Franz. (er weiß es nicht)

Klatsch!

Adolph. Es heißt Kolon.

Adolph. Und dieses —

Franz. Das heißt ein Gedankenstrich.

Adolph. Und das ?

Franz. Ein Fragzeichen,

Adolph. Und dieses hier ?

Franz guckt es an, kann es aber nicht nennen.

Klatsch!

Adolph. Es heißt Ausrufungszeichen.

Adolph. Und nun noch dieses ;

Franz. Ich weiß es nicht.

Klatsch!

Adolph. Es heißt Semikolon.

Nun sage noch, sprach Herr Will, wie viel' Patschhändchen hast du bekommen, gestrenger Herr Franz?

Das wußte Franz nicht, denn sie zu zählen, darauf hatte er ganz vergessen.

Du armer Schelm! riefen die Mädchen, mußt noch ein Mahl dein Händchen herhalten und fünfe zählen.

Thut nichts, sagte der muntre Franz, und bekam fünf Patschhändchen.

Nun ist das Examen am Ende, sagte Adolph. Wir wollen nur noch ein Verschen von dir hören, Franz!

Franz sagte folgendes Verschen:

Hübsch ordentlich! hübsch ordentlich!
Muß man als Knabe seyn.
Der Liederliche schmeichelt sich
Bey keinem Menschen ein.

Nun wurden noch die übrigen Pfänder ausgelöst. Der Abend kam herbey und man verließ den Garten. Herr Will gab jedem Gaste noch vier Birnen, ein Paar Aepfel und ein Schmätzchen.

Alle dankten ihm und sagten: Schlaf wohl, Herr Will.

Klärchen.

Frau Clerdon hatte eine Tochter, die hieß Klärchen.

Klärchen war noch sehr jung, hatte aber schon viel Verstand.

Als Frau Clerdon ihren Geburtstag feyerte, kam Klärchen Nachmittags zu ihr gesprungen und brachte ihr eine Narcisse. Die Mutter drückte ihre kleine Tochter an ihr Herz, eine Thräne glänzte in ihrem Auge und sie sagte: Ich danke dir, Kläre, für die schöne Blume.

Mutter! sagte Klärchen, ich möchte dir gern noch mehr geben, aber ich habe nichts. Sage mir nur, womit ich dir die größte Freude machen kann?

Soll ich dirs sagen, liebe Tochter? soll ich dirs sagen? Willst du mir die größte Freude machen, so sey allezeit gut.

Mutter, sage mir, sprach Klärchen, was ist das gut, und wie soll ich seyn, wenn ich gut seyn will.

Du sollst es erfahren, meine Tochter, sagte Frau Clerdon. In einer Stadt, nicht weit von hier, leben zwey Mädchen; das eine heißt Amalie, das andere Julie.

Julie hält viel auf schöne Kleider, und geht nur mit Mädchen um, die auch schöne Kleider haben. Diejenigen, die nicht so prächtig gekleidet sind, verachtet sie, und wären es noch so liebe Mädchen.

Amalie liebt reinliche Kleider; aber sonst dürfen sie nicht prächtig und kostbar seyn. Sie geht gern mit Mädchen um, die verständig, arbeitsam und gefällig sind, auch wenn sie nicht so gut gekleidet sind als sie. Sie verachtet nie einen Armen.

Julie sagt: meine Eltern haben Geld; ich brauche also nicht zu arbeiten. Es wäre eine Schande für mich, in die Küche zu gehn, den Tisch abzuwischen, Teller rein zu machen und die Tafel zu decken. Julie thut nichts; sondern guckt zum Fenster hinaus und besieht ihre prächtigen Kleider.

Amalie ist beständig in der Küche und hilft ihrer Mutter bey ihren Arbeiten. Die Stuben hält sie rein, und wann das Gras im Garten gemäht ist, nimmt sie ihren Rechen und macht Heu. Und doch sind ihre Eltern auch reich.

Julie spricht mit den Mägden und mit den Bedienten allezeit in einem befehlenden Tone und schilt sie aus, wenn sie etwas nicht recht machen.

Amalie behandelt das Gesinde liebreich, übersieht manchen Fehler, spricht mit allen freundlich und macht ihnen zuweilen ein Geschenk.

Julie ist oft mürrisch.

Amalie allezeit freundlich.

Julie widerspricht oft ihren Eltern, wann sie ihr Ermahnungen geben.

Amalie thut alles ihren Eltern zu Gefallen und dankt ihnen für die Lehren, die sie ihr geben.

Julie spricht gern von andern Leuten schlecht.

Amalie spricht gern von Andern gut.

Julie will in Gesellschaft allezeit das erste Wort haben, sie plaudert dann so viel, daß Andre gar nicht sprechen können.

Amalie ist in Gesellschaft nicht stumm, allein sie spricht nicht zu viel, sondern hört lieber zu, besonders wann Personen reden, die mehr verstehen als sie.

Julie ist sehr empfindlich, versteht nicht Spaß, nimmt alles übel auf und sucht allen zu schaden, von denen sie sich beleidigt glaubt.

Amalie macht selbst gern einen kleinen Scherz und sie versteht auch Scherz, sie lacht, wann man mit ihr ein Späßchen macht, und wann sie von jemand beleidigt worden ist, so verzeiht sie gern, und gleich ist alles vergessen.

Julie springt und tobt herum wie ein Husar, spielt Jagd und Ball mit ihren Brüdern, und wird so wild, wie ihre Brüder.

Amalie ist hübsch sittsam, eingezogen, still, bescheiden und mischt sich nie in Spiele, die wohl für Knaben, aber nicht für Mädchen passen.

Julie behandelt ihren Vater und ihre Mutter so, als hätte sie ihnen gar nichts zu verdanken.

Amalie liebt ihre Eltern von ganzem Herzen, ist gegen sie gefällig und oft schon sagte sie: o lieber Vater! liebe Mutter, was wär' ich ohne euch? dank euch, daß ihr mich so herzlich liebt, so liebreich für mich sorgt!

Julie thut nichts umsonst, erzeigt sie jemanden eine Gefälligkeit, so spricht sie lange davon, und will, daß man ihr dafür eine noch größere Gefälligkeit erweise.

Amalie ist gefällig gegen jedermann, und wann sie einem Freude machen kann, so thut sie's. Sie spricht aber nie davon, sondern es ist ihr angenehm, wenn sie andern heimlich ein Vergnügen zu machen Gelegenheit hat.

Julie lernt nichts; sie ist träge:

Amalie ist fleißig und lernt viel.

Nun welches Mädchen hast du lieber? sagte Frau Clerdon zu ihrer kleinen Tochter, die den Kopf auf ihren Schoß gelegt und aufmerksam zugehört hatte.

Amalien, liebe Mutter, hab' ich lieber, ich habe sie recht lieb. Ach! welch ein häßliches Mädchen ist Julie.

Weißt du nun, Tochter! was es heißt gut seyn?

Nun weiß ichs, sagte Klärchen und streichelte die Mutter. Amalie ist gut. Julie ist nicht gut. O liebe, liebe Mutter! ich will so seyn, wie Amalie ist, gut will ich seyn.

Frau Clerdon drückte ihre Tochter noch ein Mahl an ihr mütterliches Herz, und Herz an Herz vergossen beyde helle Thränen.

Die Sonne senkte sich und sah mit freundlichem Blick auf beyde nieder, sie lächelte noch ein Mahl sanft und sank herab.

Der unreinliche Martin.

Martin, der Sohn eines reichen Mannes, wurde in keiner Gesellschaft gern gelitten. Denn er war unreinlich und schmutzig.

Wann Martin reine Wäsche bekam, war sie bald beschmutzt, denn er gab gar nicht Acht, wo er sich hinsetzte. Auch hatte er die üble Gewohnheit, die Feder, mit der er schrieb, so unvorsichtig auszuspritzen, daß seine Hosen immer Dintenkleckse bekamen, und wann er fette Finger hatte, so wischte sie der Schmutzknabe gewöhnlich an seinen Kleidern ab. Kam er auf die Wiese, oder in den Wald, oder auf einen Berg, pautz! da lag Martin auf der Erde und wälzte sich her-

um, wie ein gewisses Hausthier, das ich nicht nennen will.

Auch sein Gesicht und seine Hände hielt Martin nicht reinlich, sie sahen oft aus, als ein umgegrabnes Gartenbeet, und zuweilen saß so viel Schmutz auf den Händen, daß man glaubte, er wolle auf denselben märksche Rüben säen.

Martin hatte einen Lehrer, der ein braver Mann war. Er hieß Arist. Dieser versuchte alles, um Martinen seinen Fehler abzugewöhnen. Es wollte aber nicht recht gehen.

Auch Martins Vater machte seinem Sohne öfters Vorstellungen und bat ihn, doch mehr auf sich zu sehen, seine Kleider, sein Gesicht und seine Hände rein zu halten, weil er sich sonst seiner bey andern Leuten schämen müßte. Doch Martin blieb der alte.

Martin war aber auch übel dran. Er sah es gern, wenn andre Menschen ihn lobten und ihm gut waren. Allein fast alle Menschen konnten ihn, seiner Unreinlichkeit halber, nicht wohl leiden, und gaben' ihm dieß deutlich zu verstehen. Wann ein Besuch bey seinem Vater ankam, so wurden seine Schwestern und sein Bruder Philipp gewöhnlich geküßt; aber Martinen ließ man stehen, denn man glaubte nicht anders, als er wäre ein armer Betteljunge.

Bey seinen Schulkameraden war Martin auch zum Spott geworden. Ihr Lehrer erzählte ein Mahl von wilden Menschen, die er Hottentotten

hieß. Die beschrieb er als sehr schmutzige Menschen. Er sagte, sie beschmierten sich den ganzen Leib mit Kuhmist und tränken aus geflochtenen Körben, die sie vorher mit Urin ausgewaschen hätten.

Seit dieser Zeit wurde Martin von seinen Kameraden nie anders als der Hottentott genannt.

An einem Sonntage hatte Martin ein ganz neues, schönes Kleid bekommen. Er bat seinen Lehrer Arist, er möchte doch noch vor dem Mittagsessen mit ihm einen Spaziergang machen. Dieß that Arist.

Martin, der ein munterer Junge war, sprang nun durch dick und dünn auf der Wiese herum, kroch auf kleine Hügel und kollerte sich herab. Das schöne neue Kleid sah bald gar übel aus.

Es schlug zwölf. Um diese Zeit pflegte man in Martins Hause zu essen. Arist ging daher mit Martin nach Hause. Als sie nicht weit davon waren, fiel dem lustigen Martin etwas ein, das ihn noch lustiger machte. O lieber Herr Arist! rief er, wüßten Sie nur, was ich weiß.

Und was denn, Martin? sagte Herr Arist.

Martin sprang zu ihm und sagte: ich will es Ihnen ins Ohr sagen. Arist neigte sich und Martin lispelte ihm ins Ohr: Wir essen heute Dampfnudeln.

Dacht' ich doch, was du mir sagen wolltest! sprach Arist und lachte.

Martin aber rieb sich die Hände und freute sich gewaltig auf die Dampfnudeln.

Sie kamen vor das Haus, da kam ihnen Martins Vater entgegen. Es ist Herr Stilling angekommen, sagte er.

Herr Stilling? Herr Stilling? hat er auch Gotthilfen mitgebracht?

So rief Martin und wußte vor Freude nicht, was er zuerst thun sollte. Herr Stilling wohnte zehn Meilen weit und Gotthilf, sein Sohn, war Martins bester Freund.

Er hat auch Gotthilfen mitgebracht, sagte der Vater. Aber sie wollen uns schon nach dem Essen verlassen.

Martin wollte gleich hinspringen. Da sah ihn aber sein Vater an und rief: du bleibst gleich hier. Könntest du dich nicht schämen, in so einem schmutzigen Anzuge vor Herrn Stilling, diesem reinlichen Mann, zu erscheinen. Du gehst zur Mutter hin und bittest sie um reine Wäsche.

Martin hing den Kopf und machte ein Decembergesicht. Das half aber alles nichts. Der Befehl des Vaters mußte befolgt werden.

Der Vater und Arist gingen fort und setzten sich mit Herrn Stilling und seinem Sohne zu Tische.

Martin ging mit nassen Augen zur Mutter in die Küche und bat sie um reine Wäsche. Allein sie sagte: Sohn! laß mich jetzt in Ruhe, ich ha-

be dazu keine Zeit. Martin wiederhohlte seine Bitte und erhielt die nähmliche Antwort.

Ohngefähr nach einer Stunde bekam Martin reine Wäsche. Allein die Hosen waren zu eng, er wurde unwillig, zog zu rasch, und die Beinkleider bekamen ein großes Loch. Da weinte Martin bitterlich. Allein was half das Weinen?

Herr Stilling fuhr mit seinem Sohne ab, und die Dampfnudeln wurden auch verzehrt, ohne daß Martin was davon bekam.

Das machte auf Martinen einen so starken Eindruck, daß er noch an dem nähmlichen Tage zu sich, zu seinem Lehrer Arist und zu dem Vater sagte: Von nun an will ich reinlicher seyn!

Nach und nach wurde Martin wirklich reinlicher, und jetzt ist er unter seinen Schulkameraden der reinlichste. Nun heißt er auch nicht mehr der Hottentott.

Adam der Steinwerfer.

Adam! Adam! sagte Herr Frühling zu dem kleinen Sohne seines Nachbars, Adam! gieb acht! gieb Acht!

Adam drehte dem Nachbar den Rücken zu und lachte.

Aber so gehts, wenn man einmal eine böse Gewohnheit angenommen hat. Kommt jemand,

und will sie uns abgewöhnen, so kehren wir ihm den Rücken, oder lachen wohl gar, wenn wir schon so schlimm sind, wie Adam. Ach! die bösen Gewohnheiten. —

Adam war ein leichtsinniger Mensch, der nicht überlegte, was er that. Man nannte ihn daher hie und da den kleinen Windbeutel. Aber er triebs darnach

Adam hatte sich das Werfen mit Steinen stark angewöhnt. Ueberall, wo er hinkam und einen Stein liegen sah, ergriff er den Stein und warf ihn um sich, ohne sich vorher umzusehen, ob nicht jemand in der Nähe sey, den der Stein treffen könnte Der unbesonnene Mensch! —

Das meynte Herr Frühling, als er zu Adam sagte: Adam, gieb Acht! gieb Acht!

Schon einige Mahl hatte Herr Frühling seinem kleinen Nachbar wegen des Werfens Vorstellungen gemacht. Adam! sagte er, Adam! bedenk' nur, was du thust. Du wirfst überall hin, auch wohin du nicht siehst. Es gehen so viele Menschen auf und ab; es legen sich so viele in die Gebüsche, in die du oft wirfst, Adam! wenn du ein Mahl einem ein Loch in den Kopf schlügst, oder ein Auge auswürfest! Adam! bedenke das. Das wäre für deine Eltern ein Herzeleid, und du würdest auch tüchtig bestraft.

Aber, wer kann mir denn das Werfen verbieten? Es ist doch gut, wenn ich mich darinn übe. So sprach Adam.

Lieber kleiner Nachbar! versetzte drauf Herr Frühling, übe du dich immer im Werfen, aber nur nicht da, wo Menschen gehen. Suche dir ein Plätzchen aus, wo niemand hinkommt, da mache dir ein Ziel von Papier, oder stelle dir einen alten Topf hin und darnach wirf, so lang du willst. Das wird dir kein Mensch verbieten. Aber wenn du hier wirfst so ist niemand seines Lebens sicher.

Die Vorstellungen des Herrn Frühling waren recht gut gemeynt, allein Adam ließ sie zu einem Ohre herein, zum andern heraus.

Eines Tages ging Adams Vater mit der Mutter spazieren. Adam blieb zu Hause. Es war zu einer Zeit, wo die Bäume mit Kirschen behangen waren. Auf den Bäumen fanden sich oft ungebetene Gäste ein. Es kamen oft Sperlinge heraufgeflogen, und das sind gefährliche Kirschdiebe.

Adam hütete die Bäume vor diesen Dieben. Der Vater selbst hatte ihm dieses Amt aufgetragen. Was that Adam? Er sammelte sich einen Hut voll Kieselsteine, und sobald sich ein Spatz blicken ließ, warf er mit einem Steine nach ihm. Es fehlte nicht viel, so hätte er eines von des Nachbars Kindern getroffen.

Dieß sah Herr Frühling. Er sprang aus seiner Stube und sagte: Schon wieder wirfst du, Adam! du leichtsinniger Mensch! bald hättest du mein Kind getroffen! Adam! ich sage dir, du

bekommst

bekommst von mir derbe Wixe, wenn du das Werfen nicht bey Seite läßt.

Da wurde Adam bös und rief: Herr Frühling! Sie haben mir nichts zu befehlen. Mein Vater hat es mir selbst aufgetragen, die Sperlinge zu verjagen.

Zu werfen? das hat dein Vater dir gewiß nicht erlaubt; denn dein Vater ist ein verständiger und braver Mann, sagte der Nachbar.

Was Adam sprach, war recht unverständig gesprochen. Wenn uns jemand zum Guten ermahnt, müssen wir ihm folgen, er sey, wer er wolle. Es ist albern, wenn wir sagen: was hat uns der zu befehlen! —

Kaum war Herr Frühling hereingegangen, so schlich sich Adam hinter das Haus, wo er ihn nicht sehen konnte. Er nahm einen Kieselstein, der war so groß wie ein kleines Hühnerey; damit warf er auf einen Baum. Der Stein sauste durch den Baum. Da hörte Adam auf ein Mahl einen Schrey. Er erschrack, machte die Thür zum Hofe auf und schlich sich ganz still in den Hof und dann in seine Stube.

Er war keine drey Minuten in seiner Stube, da kam sein Vater außer Athem herbey gelaufen, und sagte nichts mehr als ach! ach! Er nahm eine Flasche, worin Essig war, einen weißen Lappen und ein Stück Bindfaden, und lief davon so schnell, als er gekommen war.

Adams Herz schlug gewaltig. Er zitterte am ganzen Leibe; denn er hatte ein böses Gewissen.

In einigen Minuten öffnete sich die Stubenthür, da blickte Adam hin und fiel vor Schrekken beynahe zu Boden. Ach! man brachte seine gute Mutter getragen. Ihr Kopf war verbunden. Ihr Gesicht und ihre Kleider waren voll Blut. Sie sah blaß wie der Tod aus, und bewegte sich nicht, denn sie war in Ohnmacht gefallen.

Adam stürzte zu den Füßen seines Vaters, umfaßte seine Kniee, weinte bitterlich und sagte: Vergebung! Vater, Vergebung!

Wie? sagte der Vater mit zorniger Stimme, wie? hast du loses Kind; geworfen?

Adam weinte und bat in einem fort um Vergebung.

Du warst es also, rief der Vater noch zorniger, der geworfen hat? drauf nahm er ihn bey dem Arm und zog ihn zur Thüre. Fort mit dir, du Mörder deiner Mutter, fort! fort! daß dich mein Auge nicht mehr sieht. Adam wurde zur Thüre herausgestossen.

Adam jammerte und heulte und rief: ich unbesonnener Mensch, hätt' ich doch Herrn Frühlings Rathe gefolgt! Nimmer! nimmer will ich so thörigt handeln!

Doch dieß alles kam zu spät. Am besten ists, man sucht den Fehler zu vermeiden, dann darf man ihn nicht bereuen.

Adam lief zu Herrn Frühling; der schon alles wußte was vorgefallen war, und der Mutter seines kleinen Nachbars auch den Kopf verbinden half. Herr Frühling sagte zu Adam: Du kannst hier bleiben, bis dein Vater dir wieder gut wird.

Adams Mutter war lange krank. Man glaubte, sie würde sterben. Allein sie starb nicht. Aber große Kopfschmerzen mußte sie leiden. Das Loch am Kopfe heilte in zwey Wochen zu, und sie konnte dann das Bett verlassen und herumgehen.

Da kam Adam, fiel vor ihr nieder, weinte und sagte: Mutter, liebe Mutter, Vergebung! Vergebung!

Die Mutter weinte auch, hob ihren Sohn auf und sprach mit schwacher Stimme: Adam, es sey dir verziehen, aber sey in Zukunft besser, das versprach Adam und küßte der Mutter die Hand und benetzte sie mit Thränen. Der Vater kam dazu und weinte mit und vergab seinem Sohne, der noch ein Mahl versprach, in Zukunft besser zu seyn.

Adam hat sein Versprechen gehalten.

Das Kirschbäumchen.

Wollte man in Grünthal einen muntern und braven Knaben sehn, so müßte man den kleinen Siegismund Müller sehn.

Siegismund war lüstig wie ein Eichhörnchen, und so gut, und so brav wie sein Vater, der Pfarrer zu Grünthal. Darum war er bey jedermann wohlgelitten und seine Kameraden hatten Respekt vor ihm.

Siegismund hüpfte gern herum und wann er recht froh war, klatschte er in die Hände und sang: Heisa! heisa! lustig will ich seyn! heisa! heisa! jetzt will ich mich freun! Siegismund war lustig, aber er war nicht wild.

Einen so verträglichen Knaben als Siegismund, gab es in ganz Grünthal nicht. Gegen seine Kameraden war er so gefällig, daß sie ihn alle liebten. Er lernte auch viel und in seinem zehnten Jahre machte er allerhand artige Erzählungen, schrieb sie in ein eigenes Buch, und las sie seinen Freunden vor.

Herr Müller, Siegismunds Vater, hatte an seinem Sohn eine große Freude.

Eines Tages sagte er zu ihm: Siegismund! du hast mir schon viel Freude gemacht, komm', ich will dir ein Mahl auch eine Freude machen.

Da guckte Siegismund den Vater an und lächelte.

Der Vater nahm den Sohn bey der Hand und führte ihn auf einen kleinen Hügel, der mit fruchtbaren Obstbäumen bepflanzt war.

Siegismund! sagte hier der Vater, es ist heut' dein achter Geburtstag. Heute vor acht Jahren

bist du gebohren worden. Du hast Dich in diesen acht Jahren gut aufgeführt, und ich habe mich darüber oft sehr gefreut. Sieh' ich will an diesem schönen Platze für dich ein Kirschbäumchen pflanzen. Das soll ganz dir gehören, du sollst dich freuen, wann es blüht, und vergnügt die Früchte genießen, die es tragen wird.

Herr Müller nahm das schöne Kirschbäumchen, das unter einem Baum lag, und pflanzte es hin.

Siegismund! sprach dann der Vater; wenn du das Kirschbäumchen siehst, so erinnre dich an deinen achten Geburtstag und sage zu dir selbst: Das Bäumchen hat mir mein Vater gepflanzt, weil ich mich gut aufführte. Und wann ich nicht mehr bin, wann ich im Grabe schlummere, dann gehe hin zu diesem Bäumchen und erinnere Dich meiner.

Siegismund weinte. Es weinte mit ihm der Vater. Vater! sprach Siegismund, du lebst noch lang, und freust dich über mich; denn, Vater! hier ist meine Hand, ich will allezeit gut seyn.

Gerührt gingen beyde nach Hause.

Der Frühling kam. Die Bäume fingen an zu blühen. Da sprang Siegismund auf den Hügel, zu seinem Kirschbäumchen. Es war ganz weiß, schneeweiß war es. Da hüpfte Siegismund vom Hügel herab und sang: Heisa! heisa! lustig will ich seyn! heisa! heisa! jetzt will ich mich freun! Mit vieler Freude erzählte

Siegismund dem Vater, daß sein Kirschbäumchen einen schneeweißen Mantel um habe.

Das Kirschbäumchen bekam von Siegismund, alle Tage Besuch. Die Blüthen fielen ab, und die grünen Kirschen wurden bald roth.

Eines Tages klopfte jemand an Herrn Müllers Stube. Herein! hieß es. Die Thüre öffnete sich und es trat herein Siegismund mit einem Teller, auf dem drey Paar Kirschen lagen.

Das sind die ersten Kirschen von meinem Baume, sagte Siegismund Lieber Vater! nimm' dir ein Paar davon. Das that der Vater. Siegismund ging dann zu seiner Mutter, die mußte sich auch ein Paar nehmen, und das dritte Paar bekam seine Schwester, Karolinchen, die er sehr lieb hatte.

Als die übrigen Kirschen auf seinem Baume reif waren, lud er seine besten Freunde zu sich, und verzehrte sie mit ihnen.

Das Kirschbäumchen wuchs alle Jahre, und trug mit jedem Jahre mehr Früchte. Darüber freute sich Siegismund sehr, besonders wenn er sich dann erinnerte, daß er diese Freude seiner guten Aufführung zu danken habe.

Siegismund war zwölf Jahre alt, da starb sein guter Vater. Der Sohn weinte lang um ihn, und konnte ihn nicht vergessen.

Siegismund besuchte nun noch öfter seinen

Kirschbaum. Allein, wenn er ihn sah, so wurden seine Augen naß. Denn, ach! der Baum erinnerte den Sohn an seinen guten Vater, der nicht mehr war, der schon im Grabe schlummerte.

Siegismund knieete oft bey dem Baume nieder, weinte bitterlich und sprach: O Vater, der du mir den Baum gepflanzt, o habe Dank, für alles Gute, das du mir erwiesen. Ich will so gut werden, wie du, mein Vater, warst.

Das runde aschgraue Ding.

Herr Freyberg hatte seinen Kindern erlaubt in den Wald zu gehen und Brombeeren zu suchen. Darüber freuten sich die Kleinen sehr.

Jedes nahm etwas mit, worein es die Brombeeren legen wollte Lotte nahm eine Dose von Pappe, Christian eine alte Schachtel, Hannchen ein geflochtenes Körbchen, und Gustav eine grüne Mütze von Leder mit.

Die Kinder sagten zu dem Vater: Adjeu! lieber Vater, bald kommen wir wieder und bringen dir was mit.

Adjeu! Kinder, antwortete Herr Freyberg. Gebt wohl acht, daß euch kein Unglück begegnet.

Nun sprangen Lotte, Christian, Hannchen nnd Gustav in den Wald, der gleich am Hause lag. Sie kletterten auf einen Berg, strichen zwischen Bäumen und Sträuchen herum, und fanden viele Brombeeren. Besonders war Gustav an einen vollbehangenen Strauch gekommen und sein grünes Mützchen war bald gefüllt.

Christian, der auf alles merkte, wann er ausging, guckte von ohngefähr auf einen Haselnußstrauch. Er sah ein gelbes Insekt herumsummen und endlich, erblickte er ein rundes aschgraues Ding, so groß wie ein kleiner Kindskopf.

Pst! Pst! rief Christian und winkte mit der Hand. Seine Geschwister schlichen auf den Zähen herbey, sie glaubten, er habe ein Vogelnest gefunden.

Was hast Du, lieber Christian? fragte Lotte.

Seht nur ein Mahl in die Höh', sagte der kleine Christian.

Da sahen alle in die Höh' und erblickten das runde aschgraue Ding. Man wußte nicht, was es sey. Endlich sah man ein kleines rundes Loch; daraus kam ein gelbes Insekt, welches so aussah wie eine Biene, nur daß es etwas dünner und länglicher war.

Aha! nun weiß ichs, sagte Gustav. Das Insekt ist eine Wespe und das runde Ding ein Wespennest. Geht nur alle gleich weg; die Wespen sind euch gar böse Insekten, sie stechen mit einem spitzigen Stachel, und das thut gar entsetzlich weh.

Lotte und Hannchen befolgteu den Rath des Bruders, und liefen fort. Nur Christian wollte das nicht thun. Wer doch gleich so furchtsam seyn wird, wie ein Hase, sagte er, und lachte die Mädchen aus.

Na na, Christian! sagte der verständigere Gustav, treibe den Spaß nur nicht zu weit, das Lachen könnte sich wohl gar in Weinen verwandeln.

Christian lachte noch stärker und blieb stehen.

Gustav, Lotte und Hannchen gingen fort und suchten Beeren. Sie glaubten ihr kleiner Bruder werde das nehmliche thun. Aber Christian war etwas zu verwegen und zu unvorsichtig. Er blieb bey dem Haselnußstrauche, guckte immer hinauf und hatte über das Wespennest seine grose Freude.

Gustav, Lotte und Hannchen hatten sich von Christian kaum fünf Minuten entfernt, so hörten sie ihn schon schreyen; au weh! au weh!

Sie liefen herbey und fanden Christianen auf der Erde liegen. Er wälzte sich herum, als hätte er den Verstand verloren. Ueber das rechte Ohr hielt er beyde Hände.

Was fehlt dir, Christian? fragten alle drey.

Hu! hu! hu! war Christians Antwort.

Gustav und seine Schwestern hoben ihren Bruder von der Erde auf und trugen ihn ein Stück weiter, denn da, wo er lag, sumsten viele Wespen herum.

Sie zogen ihm die Hände von dem Ohr und erschracken sehr. Das Ohr war entsetzlich angeschwollen. Eine Wespe hatte ihren Sachel hereingelassen, davon kams.

Gustav, Lotte und Hannchen führten ihren kleinen Bruder nach Hause Er weinte sehr. Der Vater kam dazu und fragte, was geschehen sey. Da erzählten ihm die Kinder die ganze Geschichte.

Armer Junge! sagte Herr Freyberg zu Christianen, daß du doch den Rath deines Bruders nicht befolgen und dich vom Wespenneste entfernen woltest. Aber warum weinst du nun? das hilft nun nichts und wenn du bis Morgen zum Mittagsessen weinst.

Christian hörte auf zu weinen. Der Vater verband ihm das Ohr. Er litt einige Stunden große Schmerzen, dann hörten sie auf.

Gustav Lotte und Hannchen trugen dem Vater einen Theil ihrer gefundenen Brombeeren an. Er nahm sich nur wenige. Da riefen sie auch Nachbars Julie und ihren Bruder, den lustigen Fritz, zu sich, und gaben ihnen auch was davon. Die Brombeeren schmeckten ihnen nun noch besser.

Christian mußte zusehen, wie sie sich die Beeren gut schmecken ließen. Er hatte gar keinen Appetit und verschenkte die seinigen an sein Geschwister. Den folgenden Tag befand er sich wieder wohl. Aber vor den Wespen nahm er sich

von nun an sehr in Acht, und überhaupt wurde er vorsichtiger.

Die Holzspäne und Kastanien.

Herr Ottmar wohnte mit vier muntern Knaben auf einer kleinen Stube, von welcher er eine schöne Aussicht hatte. Im Sommer wars eine Lust in dieser Stube zu hausen; aber nicht so im Winter, denn die Stube lag frey und wurde oft von dem kalten Nordwinde mächtig angeblasen. Es war daher ziemlich kalt darinn und sowohl Ottmar als seine vier Stubengesellschafter Adolph, Karl, Bernhard und Peter waren eben keine großen Freunde von der Kälte.

Einigermaßen konnte man sich wohl gegen die Kälte schützen. In der Stube stand ein kleiner runder Ofen, in demselben war eine Vertiefung, die man gut zu brauchen wußte, das Oefchen ließ sich gut heitzen, kurz, es machte allen viel Spaß. Nur das war das fatalste. Das Oefchen rauchte oft sehr stark, besonders wann der Südwind wehte. Da mußte man zuweilen Thür und Fenster aufmachen, um des beissenden Rauches los zu werden, womit die Stube so angefüllt war, daß man vor demselben einander nicht sehen konnte, wenn man nur einen Schritt von einander entfernt war.

Dann war auch nicht immer gespaltenes Holz vorhanden, womit man das Oefchen hätte heitzen können. Das war nun freylich der ärgste Punkt. Eines Jahres fing es schon zu Ende des Sommers an sehr kalt zu werden. Ottmar und seine Stubengesellschafter mußten des Tags einige Stunden in einem fort auf einem Flecke sitzen, weil jeder schriftliche Arbeiten zu verrichten hatte. Die Kälte war ihnen um so empfindlicher.

Was war nun aber anzufangen? Das Holz für den Winter war noch nicht gekauft. Wart', sagte Ottmar, ich will schon Rath schaffen. Er stieg einige Treppen herunter und trat in die Stube des Herrn Mahler, der sich eben einige Schritte weit von seiner jetzigen Wohnung ein Haus bauen ließ und daher Späne in Menge hatte.

Ottmar fand Herrn Mahler nicht zu Hause. Blos seine Frau, die auf dem Kanapee saß, befand sich auf der Stube.

Guten Tag! liebe Frau Mahler, sagte Ottmar.

Willkommen, Herr Ottmar! erwiederte Frau Mahler. Setzen sie sich bey uns nieder.

Ottmar. Danke schön. Sie haben hübsch warm in Ihrer Stube.

Frau Mahler. Ich habe ein Bitzchen eingeheitzt. Nun wie ich sehe, so frieren Sie? oder reiben Sie aus einer andern Ursache die Hände?

Ottmar. Sie haben es errathen. Mich friert's wirklich. Aber das Wetter ist auch darnach.

Fr. Mahler. Je nu! so bleiben Sie bey uns. Hier ist's warm.

Ottmar. Das fühl' ich. Wer es nur auch so gut haben könnte.

Fr. Mahler. Je nu! so heitzen Sie doch auch ein.

Ottmar. Womit denn? mit meinen Stühlen oder Büchern?

Fr. Mahler. Richtig! Ihr Holz ist noch nicht angekommen. Je du lieber Himmel! so nehmen Sie sich doch von unsern Spänen. Wir haben ihrer genug. Ohne Spaß, sie stehen Ihnen zu Diensten, so oft Sie ihrer bedürfen.

Ottmar. Wenn Sie es erlauben. Ich will Ihre Güte nicht mißbrauchen.

Ottmar empfahl sich, ging in die Holzkammer und nahm ein Bund Späne. Damit stieg er in seine Stube. Adolph, Carl, Bernhard und Peter kamen ihm frohlockend entgegen gesprungen.

Herr Ottmar legte die Hälfte von den Spänen in den Ofen und zündete sie an. Das flackerte! In einigen Minuten war das Zimmer hübsch warm nnd die vier kleinen Männer legten in die Vertiefung des Ofens einige Kartoffeln, die sie vor ein Paar Stunden ausgegraben hatten. Die Kartoffeln waren bald gebraten und schmeckten recht gut.

Am zweyten Tage legte man die übrigen Späne in den Ofen. Aber den Tag darauf hatte man nichts. Da kamen Adolph, Carl, Bernhard und Peter zu Ottmarn und sagten: heitze doch ein.

Womit denn? fragte Ottmar.

Je! sagte Karl, hohle heute wieder ein Bund Späne, Frau Mahler hat es dir ja erlaubt.

Ich habe aber versprochen, sprach Ottmar, keinen Mißbrach von ihrer Güte zu machen, das heißt, nicht zu viel Späne zu nehmen.

Ach! sagte Carl, hohle du nur immer noch ein Bund, das ist dann nicht zu viel.

Na, sagte Ottmar, ich will es thun.

Er ging und hohlte noch ein Bund Späne. Aber dieß verbrannte bald. Da kam Carl wieder und bat, Ottmar möchte noch e i n e s hohlen.

Ottmar schüttelte den Kopf und sprach: daraus wird nichts.

Ach! sagte Adolph, thu' uns doch diesen Gefallen. Es ist kalt und da hab' ich dir mit Carl einige Kartoffeln von unserm Lande ausgegraben, die möchten wir uns heute so gern braten.

Ja lieber Herr Ottmar, fiel Carl ein; warum willst du denn keine Späne hohlen. Frau Mahler hat es dir doch erlaubt.

Je! sagte Ottmar, wenn man euch Kindern den Finger reicht, so greift ihr bald nach der

ganzen Hand. Wenn mir jemand etwas anbietet und ich es gleich mit gierigen Händen nehme und immer von neuem nehme, weil mir ein gefälliger Jemand, aus Höflichkeit, die Erlaubniß dazu gab, da wird man mich für einen unhöflichen Menschen halten und sich ein ander Mahl wohl in Acht nehmen, mir etwas anzubieten.

Aber nur noch ein einziges Bund sollst du hohlen, sprach Carl.

Daraus wird nichts, erwiederte Ottmar. Beunruhigt mich nicht weiter mit Bitten, die ich nicht erfüllen kann.

Adolph und Karl schwiegen nun still und gingen in die Kammer. Aber Carln konnte mans deutlich anmerken, daß er mit diesem Bescheid nicht zufrieden sey. Ueberhaupt war Empfindlichkeit sein größter Fehler. Man konnte ihn leicht durch ein einziges Wort beleidigen und wenn man nicht alles nach seinem Köpfchen machte, rümpfte er sein Näschen und zog die obere Lippe unter der Nase zusammen. Uebrigens hatte er viel gute Eigenschaften und Herr Ottmar war ihm sehr gewogen.

Herr Ottmar merkte Karls Unzufriedenheit. Aber er ließ es so hingehen und sagte kein Wort darüber. Wenn du ein Mahl größer und verständiger wirst, Karl! dachte Ottmar bey sich, wirst du es mehr einsehen; daß ich recht habe und es gut mit dir meyne.

In einiger Zeit darauf trat Fritz, Adolphs und Karls Bruder, auf Herrn Ottmars Stube. Er machte gar ein freundliches Gesicht. Der Fuhrmann Pfeiffer ist angekommen, sagte er und lächelte.

O! sagte Karl, hat er was aus Frankfurt mitgebracht?

Das wollt' ich meynen, versetzte Fritz.

Ey was denn? fragte Adolph. Sag' es uns nur.

Nachmittags um fünf Uhr, wann ihr aus den Lehrstunden kommt, sollt ihr es erfahren, erwiederte Fritz und sprang davon.

Der will uns Geduld lehren, sagte Adolph; aber das hätt' er wohl heute bleiben lassen können. Ich bin recht begierig zu erfahren, was angekommen ist.

Auch ich, versetzte Karl.

Um fünf Uhr kam Fritz und hatte ein Paar Schachteln unter dem Arme. Die zwey kleinere Brüder hüpften ihm entgegen und guckten mit lachender Miene die Schachteln an.

Diese Schachtel hier, sagte Fritz, schickt euch unsre gute Tante, und diese unsre liebe Mutter.

Die Schachteln wurden schnell geöffnet. In derjenigen, welche von der Tante herrührte, befanden sich verschiedene Leckereyen und zwey kleine Bücher.

Ah! sagte Adolph, dieses Buch hier ist für mich. Wart', wie lautet der Titel? „Das geöffnete

öffnete Schreibepult zum Unterricht und Vergnügen junger Personen.“ Schön! ich sehe, es sind auch einige Kupfer drinnen. Das kleine Büchelchen hier ist für dich, Karl!

Ach! rief Karl. Das ist schön! Was hat es nur für einen Titel? (er liest) Kinderalmanach von Claudius. Ey! da steht ja gleich auf dem Titelblatt ein Küpferchen. Seht mir nur, was für Complimente die drey Kinder machen. Der eine stellt sich so ziemlich an wie ein hölzerner Peter.

Nun wurde auch die andere Schachtel geöffnet. Sie war mit — schönen Kastanien gefüllt. Darüber hatten Adolph und Karl eine große Freude; denn die Kastanien waren in der Gegend, wo die zwey Brüder sich jetzt aufhielten, etwas Seltenes.

Die Kastanien waren mit einem herzlichen Briefe der Mutter begleitet, der Adolphen und Karln viel Freude machte. Ueberhaupt war es eine Lust die Briefe ihrer zärtlichen und rechtschaffenen Mutter zu lesen; sie waren immer mit vieler Herzlichkeit geschrieben, und enthielten die schönsten und besten Lehren. Daher konnten Adolph und Karl ihrem Lehrer Ottmar, außer einer guten Aufführung keinen größern Gefallen erweisen, als wenn sie ihm die schönen Briefe ihrer Mutter zu lesen gaben.

Nun gehabt euch wohl! sagte Fritz zu seinen Brüdern und zischelte ihnen etwas in's Ohr.

Ey! versteht sich, sagte Adolph, daß wir in unsern nächsten Briefen für die erhaltenen Geschenke danken.

Fritz verließ Ottmars Stube und Adolph und Karl theilten unter sich die erhaltenen Sachen. Ihre Stubenkameraden und einige andere Freunde erhielten auch einen Theil davon.

Nun gings an das Braten der Kastanien. Karl war mit einem Dutzend der ersten beym warmen Ofen.

Es war gerade Simon auf Ottmars Stube. Dem wässerte der Mund nach den Kastanien ziemlich stark. Ey! wer es nur auch so gut haben könnte, wie du, Karl! sagte er.

Karl merkte wohl, wo das hinaus wollte. Aus Höflichkeit sagte er: Sie stehen dir zu Diensten, Simon! nimm dir welche davon.

Danke, Karl, danke! versetzte Simon und griff gleich nach der Kastanie, welche eben geplatzt. Als er die gegessen hatte — und das war bald geschehn — langte er nach der andern, und dann nach der dritten. Weil du mir die Erlaubniß gegeben hast, sagte er zu Karln, so will ich mir noch eine nehmen. Er nahm aber dann noch eine und wieder eine. Darüber machte Karl kein freundliches Gesicht. Er sagte aber kein Wort.

Als Simon fortgegangen war, rief Herr Ottmar Karln zu sich, ergriff ihn bey der Hand und

sprach: Liebev Karl! laß uns mit einander ein vernünftiges Wörtchen sprechen. Wie haben dir die Kastanten geschmeckt?

Karl. Recht gut.

Ottmar. Dem Simon haben sie auch gut geschmeckt.

Karl. Das glaub' ich.

Ottmar. Es war mir angenehm, daß du ihm etwas von deinem Geschenke zukommen ließest. Aber sage mir aufrichtig, Karl! hat es dich nicht geärgert, daß er sich so viele Kastanien nahm?

Karl. Ich kann es nicht leugnen. Er war etwas unbescheiden.

Ottmar. Aber du hast ihm ja die Erlaubniß dazu gegeben?

Karl. Das erforderte die Höflichkeit. Aber ich meynte nicht, daß er sich so viel nehmen sollte; er hätte dieß wohl bedenken können.

Ottmar. Ja wohl! ja wohl! aber du sagtest doch kein Wort dazu?

Karl. Das mocht' ich nicht. Er hätte doch selbst auf den Gedanken kommen können, daß es unhöflich sey, von der ihm ertheilten Erlaubniß einen solchen Gebrauch zu machen.

Ottmar. Das glaub' ich auch. Nun laß uns aber eine kleine Anwendnng machen. Du wirst dich erinnern, daß Frau Mahler mir vor einiger Zeit die Erlaubniß gab, von ihren

Spänen zu nehmen. Das that ich ein Paar Mahl. Du wolltest aber, ich sollte dieß mehr Mahl thun, und warst unzufrieden, als ich deine Bitte nicht erfüllen wollte. Jetzt wirst du nun wohl einsehen, daß ich recht hatte. Wenn ich mir öfter ein Bund Späne gehohlt hätte, so würde Frau Mahler von mir eben das gedacht haben, was du von Simon denkst, sie würde mich für einen unhöflichen Menschen gehalten haben. Ich glaube nicht, daß sie mir dieß gesagt hätte, denn du sagtest ja Simonen auch nichts; aber gedacht hätte sie sichs, das ist gewiß. That ich denn recht, daß ich deine Bitte nicht erfüllte.

Karl. Lieber Ottmar! Du thatst recht daran.

Ottmar. Siehst du, Karl! (er kneipt ihm in die Wangen) ein ander Mahl rümpfe mir nicht gleich das Näschen, wenn ich nicht deinen Willen thue. Ich habe gewiß allezeit meine guten Ursachen dazu. Dabey merke dir die Lehre: „Wenn dir jemand aus Höflichkeit etwas anbietet, so sey du auch höflich, und nimm' von demjenigen, was dir angeboten wird, nicht zu viel oder mißbrauche die Güte anderer nicht.“

Karl schmiegte sich an Ottmars Brust und versprach, sich dieses wohl zu merken.

Der Vogelschuster.

Herr Goldberg sagte zu seinen vier Schülern Eduard, Franz, Wilhelm und Ernst: Kinder! spielt, aber macht mir keinen Lärm und zankt euch nicht. Führt ihr euch gut auf, dann führ' ich euch wohin. Darüber freut ihr euch gewiß; denn es giebt da für euch viel Spaß.

Die Kinder spielten, lärmten aber nicht und geriethen auch mit einander in keinen Streit. Das sah Herr Goldberg, und freute sich in seinem Herzen; denn lieber war ihm nichts, als gute Kinder.

Herr Goldberg nahm seinen Hut und den Stock und sagte: Kinder! wir gehen nach Grünhausen, da sollt ihr ausländische Vögel sehen!

Die Kleinen klatschten in die Hände, hüpften um Herrn Goldberg herum und riefen voller Freuden: schön! schön! ausländische Vögel sollen wir sehen! das ist scharmant! —

In Grünhausen lebte ein Schuhmacher, der trieb einen ziemlich starken Handel mit Vögeln und andern Thieren. Er fing Dompfaffen und lehrte sie allerhand Melodieen pfeiffen. Auch zog er viele Möpse groß und unterwieß sie in allerhand Kunststücken. Mit diesen Thieren reiste er nach London, der Hauptstadt von England, und verkaufte sie hier an reiche Leute. Selbst die Königin von England kaufte ihm manches ab. Die

Dompfaffen wurden ihm sehr theuer bezahlt. Für das Geld, welches er für die mitgebrachten Vögel und Möpse bekam, kaufte er sich in London immer ausländische Vögel, und zuweilen auch ein Aeffchen. Diese Thiere brachte er nach Deutschland und verkaufte sie hier viel theurer, als er sie in England gekauft hatte.

Diesen Schuhmacher hieß man auch Vogelschuster. Ihr werdet es leicht errathen, warum? Herr Goldberg rief Herrn Siegmar und seine Schüler Bernhard, Fritz, Peter William und Ernst, den größern, mit und nun gings zum Vogelschuster. Man nahm einige Semmeln mit, um sie den Thieren zu geben, die der Schuhmacher vor einigen Tagen aus London mitgebracht hatte.

Der Schuhmacher nahm die kleine Gesellschaft freundlich auf, und als er hörte, daß sie gekommen sey, um die Thiere zu besehen, die er aus England mitgebracht hatte, war er gleich bereit, sie zu zeigen.

Er brachte große Vogelbauer herbey; darin saßen Papagayen. Sie hatten alle kuriöse Schnäbel und schrien sehr laut, aber gar nicht angenehm. Wilhelm, Ernst, Franz, Eduard und die übrigen hatten eine große Freude über die Papagayen, besonders gefiel ihnen der grüne, und der graulich gesprenkelte sehr. Sie zogen Semmel heraus und reichten sie den kuriösen Vögeln; aber der Schuhmacher sagte: Nehmen sie sich wohl in Acht, denn die Thiere beißen gern und das thut weh.

Hierauf brachte der gefällige Schuhmacher noch einen großen Papagay herein. Er war so groß wie ein Huhn, und hatte einen langen Schwanz. Ach! wie prächtig! wie prächtig! riefen Eduard und Wilhelm und die andern wiederholten wie prächtig! wie prächtig! Der Vogel sah aber auch gar allerliebst aus. Der Rücken war himmelblau und glänzte sehr schön. Der Unterleib war gelblich roth, die Füße braun und der Kopf sah auch allerliebst aus.

Wie heißt dieser schöne Vogel? fragte Franz.

Schuhmacher. Er heißt Aras, mein Kind; gewöhnlich nennt man ihn den indianischen Raben.

Franz. Beißt er so wie die andern kleinern Papagayen?

Schuhmacher. Nein er beißt nicht, sieh' nur, ich geb' ihm meinen Finger, und er thut mir nichts.

Franz. Was frißt er wohl?

Schumacher. Ja! der Aras ist gar delikat in seinem Essen. Die andern Papagayen füttre ich mit Semmel im Wasser geweicht; aber der Aras läßt mir die Semmel liegen, es wird sauer und nun frißt er es vollends gar nicht. Er trinkt gern Kaffee, der muß aber sehr süß seyn. Alle Tage bekommt er zwey Tassen voll.

Wilhelm. Seht mir nur den Aras! er lebt gar vornehm!

Franz. Spricht er denn auch was?

Schuhmacher. O ja! er kann viel plaudern, aber er muß aufgelegt dazu seyn. Er spricht nicht deutsch; sondern englisch.

Franz. Was kostet wohl der Aras?

Schuhmacher. Wenn du mir sechszehn Dukaten dafür giebst, so kannst du ihn haben.

Franz. Ey sechszehn Dukaten? das ist viel Geld; da mag ich ihn nicht.

Der Schuhmacher nahm hierauf von der Wand einige kleine Vogelbauer herunter. Es waren darin sechs bis acht allerliebste Vögel, so groß wie eine Meise, sie sahen bläulich aus und hatten einen rothen Schnabel. Sie gefielen allen sehr wohl. Es waren Reisfresser.

In einem kleinen Vogelhäuschen saßen vier niedliche Vögelchen, sie waren nicht viel größer als der Kolibri. Sie sahen bräunlich aus und hatten auf den Flügeln kleine weiße Punkte. Sie saßen fest neben einander. Das eine fing an zu pispern, und wie es ausgepispert hatte, pisperte das zweyte, dann das dritte, endlich das vierte, und darauf wieder das erste. Diese Vögelchen leben nicht gern einzeln, sondern sind am liebsten in Gesellschaft. Sie befinden sich dann am besten, wann ihrer recht viele beysammen sind. Dann drängen sie sich fest an einander und wenn eines keinen Platz mehr auf dem Hölzchen hat, worauf sie sitzen, so setzt sich dann dasselbe auf den Rükken der andern und sitzt so mehrere Tage auf diesem Platze. Ach! wären doch

die Menschen auch so verträglich, wie diese Vögelchen, welche der Schuhmacher getiegerte Bengalisten nannte!

Der Schuhmacher zog hierauf aus einem Kästchen ein Glas hervor, worin ein Käfer von der Größe eines Maykäfers war. Sah man durch das Glas, so wurde der Käfer vergrößert. Er glänzte prächtig und spielte viele Farben. Das war gar schön anzusehen. Dieser Käfer heißt Brillianten- oder Juwelenkäfer und kommt zu uns aus Brasilien in Süd-America.

Alle freuten sich über das, was sie gesehen hatten. Aber nun kommt noch das beste. Der Schuhmacher ging heraus, kam aber bald wieder und brachte an einem Kettchen — einen geschwänzten Affen mit, der Tscheki hieß. Alle fingen an zu lachen, als sie das possierliche Thier sahen.

Tscheki sprang auf eine Bank und sah sich in der ganzen Stube um. Er stutzte, als er so viele kleine und große Personen um sich sah. Einer von den Kleinen zog eine Semmel aus der Tasche und gab sie dem Tscheki. Er faßte sie mit seinen Vorderarmen und ließ sie sich wohl schmecken. Wenn er ein zu großes Stück abgebissen hatte, so faßte er es mit einer Hand und riß etwas davon ab. Nur das Weiche von der Semmel aß er, die Rinde ließ er liegen. Aber er schluckte nicht gleich alles herunter, sondern that vieles in seine Backentaschen, welches so lange drinnen blieb, bis er wieder etwas Appetit bekam.

Tscheki machte den Kleinen viel Spaß. Man wickelte ein Stückchen Semmel in Papier ein; Tscheki machte das Papier schnell auf, und aß, was er darinnen fand. Als ihm einer ein leeres zusammen gewickeltes Papier gab, machte er es schnell auf, denn er glaubte etwas darinnen zu finden. Aber da er sich getäuscht fand, warf er das Papier unwillig auf die Erde.

Herr Siegmar hatte eine Schnupftobacks-Dose bey sich. Er machte sie auf und schnupfte, so daß es Tscheki sehen konnte. Herr Siegmar reichte dem drolligen Tscheki die Dose dar, und gleich nahm sich dieser eine Prise Tobak und schnupfte. Er schüttelte aber gewaltig darüber den Kopf. Als Herr Siegmar ihm die Dose ganz in die Hände gab, machte er den Deckel auf und steckte sein Mäulchen in die Dose. Er schüttelte jetzt noch ärger den Kopf, spuckte und verzerrte, so sehr sein Gesicht, als mancher Knabe wann er aufgebracht ist. Wenn man ihn am Kopfe oder am Schwanze anrührte, so machte er einen Buckel, sperrte das Maul auf, und sah unwillig denjenigen an, der ihn berührte.

Als sich die kleinen und großen Männer über Tscheki genug zerlacht hatten, dankten sie dem Schuhmacher für seine Gefälligkeit, sagten zu Tscheki: adjeu! Tscheki! und gingen fort, immer ihrem Wohnorte zu.

Du hast uns heute einen großen Spaß gemacht, sagten Eduard, Ernst, Franz und Wilhelm zu Herrn Goldberg.

Guten Kindern, erwiederte Herr Goldberg, macht man gern zuweilen einen Spaß.

Das that den kleinen Männern gar wohl und sie lächelten freundlich.

Der Obstgarten.

Herr Busch war ein guter Mann. Er hatte viele Kinder, denen er zuweilen einen artigen Spaß machte. Darüber hatten alle Mahl seine Söhne und Töchter eine gewaltige Freude. Sie hüpften um den Vater herum, umhalsten und küßten ihn und sagten: bist ein lieber, guter Vater!

Die Kinder hatten Herrn Busch oft gebeten, doch ein Mahl schon einen Obstgarten zu kaufen. Was das für eine Lust ist, sagten sie, wenn man in einem solchen Garten herum spaziert, und sieht über sich rothe Kirschen hängen, und weiterhin Birnen, Aepfel, Pflaumen, Aprikosen und noch allerley Baumfrüchte. Wenn man dann sich hinlagert auf das grüne Gras und vor sich ein Körbchen voll Obst hinsetzt und es sich dann so wohl schmecken läßt; ach! Vater, das ist gar herrlich!

Recht herrlich, sagte der Vater. Wenn ich nur Geld hätte, da sollte bald so ein Garten gekauft seyn, und wir sollten bald unter einem Baume liegen und Kirschen, Birnen, Aepfel, Pflaumen und Aprikosen schmausen.

, Vater! riefen die Kinder, du hast ja Geld genug. Und weißt du denn nicht, daß wir auch welches haben? All unser Geld schenken wir dir; kaufe nur einen Obstgarten.

Herr Busch lächelte und schüttelte mit dem Kopfe. Er sprach kein Wort.

Bald darauf sagte Herr Busch zu den Kindern: Kinder! wir haben heut einen prächtigen Tag; macht euch reisefertig, es geht wohin.

Ah! riefen alle vor Freude, das ist schön; und liefen durch einander. Wilhelm sprang zur Mutter hin und rief: Mutter! weißt du was Neues? Wir gehn mit dem Vater wohin.

Unterhaltet euch gut, sagte die Mutter und lächelte.

Hier bin ich, lieber Vater, sagte Ferdinand, fix und fertig.

Auch die andern kamen bald herbey und sprachen: Vater! wir sind fix und fertig.

Da setzte Herr Busch einen dreyeckigen Hut auf, nahm einen Stock in die Hand und sagte: Nun marschieren wir ab.

Vater, sagte Wilhelm, ich will dir was ins Ohr sagen. Der Vater neigte sich und Wilhelm sagte ihm ganz leise ins Ohr: Kann ich es nicht wissen, wo wir hingehen?

Herr Busch antwortete: das sollst du bald erfahren; und machte ein gar freundliches Gesicht dazu.

Man war eine Viertelstunde gegangen; da blieb Herr Busch bey der Thür eines schönen Obstgartens stehen. Die Kinder guckten ihn, und er guckte die Kinder an. Vater! Vater! sagte Lottchen, du machst uns gewiß einen Spaß.

Herr Busch zog hierauf ein Paar große Schlüssel aus der Tasche. Ach! riefen die Kinder, lieber Vater! sind das die Schlüssel zu diesem Garten?

Ja, sagte der Vater! es sind die Schlüssel zu diesem Garten.

O mach' ihn auf! mach' ihn auf! riefen alle.

Nur Gedult, lieben Kinder! sprach der Vater. Er nahm dann den einen von den zwey Schlüsseln und schloß die Thüre des Garten auf.

Die Kinder flogen, wie der Wind, herein. O wie schön! wie schön! riefen sie und guckten voll Freuden nach den Bäumen.

Ey! sieh' nur her, Vater! sagte Ferdinand, der Baum hängt voll Aepfel, Ach! wie herrlich sehen sie aus; sieh' nur ein Mahl, dort sind vier beysammen! Sie sind roth wie Ernsts Jacke.

Vater! Vater! rief Lotte, hurtig hierher! solche schöne Aprikosen hab' ich noch nicht gesehen. O die allerliebsten Früchte!

Potztausend! rief Wilhelm, die herrlichen Birnen! das ist eine Pracht!

Es sah wirklich im Garten allerliebst aus. Die Bäume waren voll mit Obst behangen. Die Kinder konnten sich nicht satt daran sehen.

Als Herr Busch seinen Kindern alle Bäume gezeigt hatte, führte er sie auf einen kleinen Hügel im Garten, auf welchem ein niedliches Häuschen stand, welches allen recht wohl gefiel. Der Vater nahm den zweyten Schlüssel und schloß das Häuschen auf.

Das ist ein artiges Stübchen, sagten sie. Hier ist gut seyn! hier müßte ein Körbchen Birnen oder Aprikosen gar nicht übel schmecken.

Wir wollen es versuchen, sprach Herr Busch. Er öffnete einen kleinen Schrank und zog ein Körbchen heraus. Nun kommt mit mir, sagte er, und die Kinder hüpften froh aus dem niedlichen Häuschen.

Herr Busch führte sie an einen Aprikosenbaum. Man pflückte einige Aprikosen und von einem Birnbaume einige Birnen ins Körbchen. Dann wandelte man zurück ins Häuschen. Hier setzten sich alle auf Stühle von Stroh. Jedes erhielt einiges Obst und es schmeckte gar herrlich!

Als man mit den Aprikosen und Birnen fertig war, sagte Wilhelm: aber sage uns nur Vater, wem gehört dieser herrliche Garten? und wie hast du nur die Schlüssel dazu bekommen können?

Ja! Vater! sagten auch die andern, wie kommt das?

Herr Busch lächelte und sagte kein Wort. Er sah bedächtig die Kinder an.

Die Kinder wurden sehr neugierig. Sie

guckten ihm ins Gesicht und lächelten noch freundlicher als er.

Endlich sagte Herr Busch: Kinder! wann wir nach Hause kommen, so nehmt hübsch euer Geld zusammen und bringt es dem Vater, damit er den Garten bezahlen kann.

Die Kinder stutzten. Vater! rief Wilhelmine, Vater! sag' es uns, hast du den Garten gekauft?

Freylich hab' ich ihn gekauft, antwortete Herr Busch.

Da sprangen alle Kinder von ihren strohenen Stühlen auf, fielen dem Vater um den Hals, herzten und küßten ihn, sprangen und klatschten mit den Händen vor Freude und riefen: der Garten ist unser! der Garten ist unser! Väterchen! das Geld das wir haben, sollst du bekommen.

Ich schenk dir auch meine silberne Münze, rief Ferdinand.

Und ich den silbernen Löffel, den mir Tante geschenkt hat, sagte Wilhelm.

Und ich meinen hölzernen Wolf, mit dem Kettchen von Messing, rief der kleine drollige Karl.

Der Vater lächelte und sagte: danke! danke! ihr könnt euer Geld und eure Sachen behalten, denn der Garten ist schon bezahlt.

Schon bezahlt? riefen alle; herrlich! herrlich!

Der Abend näherte sich. Herr Busch verschloß das Häuschen, die Kinder pflückten noch einige

Pflaumen, Aprikosen und Birnen für die Mutter und nun gingen sie vergnügt nach Hause.

Als sie zu Hause angekommen waren, liefen alle zur Mutter und meldeten ihr die große Neuigkeit, daß der Vater einen gar prächtigen Garten gekauft habe. „Hier hast du, liebe Mutter! sagte Lotte einige wohlschmeckende Früchte; sie sind aus dem Garten, den der Vater gekauft hat.“

Die Mutter, die schon alles vorher wußte, freute sich mit ihren Kindern und man sprach von den Freuden, die man im Garten genießen würde.

Vor lauter Freude konnten die Kinder des Abends nichts essen, und in der Nacht nicht schlafen.

Ein herrlicher Tag.

Die Kinder des braven Herrn Busch waren nirgends lieber als in dem Garten, den ihr Vater gekauft hatte. Sie gingen oft in denselben, lagerten sich unter Bäume und ließen sich die Früchte derselben wohl schmecken.

Eines Abends sagte Herr Busch: Wer morgen fünf Uhr nicht mehr im Bette liegt, der geht mit mir wohin, wo es vielen Spaß giebt.

Alle riefen: gieb Acht, Vater! Morgen um fünf Uhr findest du uns nicht mehr im Bette.

Das

Das will ich sehn, sagte Herr Busch und wünschte allen eine gute Nacht.

Es war noch nicht fünf Uhr, da standen am andern Tage, alle Kinder vor dem Vater und wünschten ihm gar freundlich einen guten Morgen. Nur Karls Augenlieder waren noch nicht ganz aufgegangen.

Die Mutter war auch schon auf und um fünf Uhr traten einige gute Freunde in die Stube. Herr Busch nahm Hut und Stock, und nun gings aus der Stadt, immer dem Garten zu.

Die Kinder freuten sich, als sie in dem Garten angekommen waren. Man aß hier ein gutes Frühstück. Als man das Frühstück verzehrt hatte, sagte Herr Busch: Kinder hohlt die Stangen, die Körbe und die Säcke aus dem Häuschen. Wir nehmen heute unser Obst ab.

Das war eine Freude! Man sprang in das Häuschen und in einigen Augenblicken war man mit den Stangen, Körben und Säcken wieder bey dem Vater.

Alle waren sehr fleißig. Die Bäume wurden immer leerer, und die Körbe und Säcke voller. Man schäkerte und sang und war recht vergnügt.

Die Mädchen halfen der Mutter in der Küche ein gutes Mittagsmahl zubereiten. Aber dann und wann kamen sie aus dem Häuschen herausgesprungen, und halfen die Körbe und Säcke füllen. Sich selbst und ihre liebe Mutter

vergaßen sie auch nicht. Sie verzehrten und brachten ihrer Mutter manche schöne Birne.

Bis Mittag war das Obst von den meisten Bäumen abgenommen. Frau Busch kam zu den fleißigen Obstabnehmern und lud sie zu Tische.

Man aß unter freyem Himmel, zwischen acht Kastanienbäumen. Das Mittagsmahl schmeckte herrlich, denn man hatte vorher brav gearbeitet.

Des Nachmittags hatten die Kinder eine große, große Freude. Herr Busch sagte zu ihnen: Lieben Kinder! auf den Bäumen, von denen wir Vormittags die Früchte abgenommen haben, sind noch viele Aepfel, Birnen, Aprikosen und Pflaumen hängen geblieben. Alle sollen euer seyn. Geht hin und nehmt sie ab.

Da sprangen die Kinder vor Freuden; ergriffen einen großen Korb, Stangen und Knittel, und liefen zu den Bäumen. Die größeren Knaben kletterten herauf und erhaschten viele schmackhaften Baumfrüchte.

Die andern Knaben, die noch nicht so fertig klettern konnten, guckten sorgfältig auf die Bäume herum, und wann sie einen Apfel oder eine Birne erblickten, gaben sie ihr mit der Stange einen Klapps, daß sie herunter fallen mußte; oder sie warfen mit Knitteln darnach. Aber sie nahmen sich dabey sehr in Acht; weil leicht einer hätte getroffen werden können.

Die Mädchen sammelten das Obst zusammen

und in zwey Stunden war der Korb voll. Mit großer Freude trug man ihn in das Gartenhäuschen.

Vor Abends verließ man den Garten und ging nach Hause. Das war heute ein herrlicher Tag! sagten die Kinder; Vater! solche Tage sollten wir oft haben!

Zu Hause vertheilte der Vater unter die Kinder einen Theil des Obstes, welches sie allein gepflückt und geschenkt erhalten hatten.

Das war ein froher Tag! sagte Herr Busch. Wenn nur alle Menschen so frohe Tage hätten! Aber viele Menschen haben sie nicht. Seht nur, da geht des armen Hilmers Rickchen mit ihren zwey Brüdern. Die waren heute vielleicht nicht so froh als wir. Die armen Kinder bekommen selten eine Birne oder einen Apfel zu schmecken.

Ach! lieber Vater, riefen die Kinder, dürfen wir Rickchen und ihre Brüder wohl auf unsre Stube rufen und ihnen auch etwas von unserm Obste mittheilen?

Das könnt ihr thun, antwortete der Vater. Wilhelm sprang hin und rief Rickchen und ihre Brüder auf die Stube; auch Nachbars Christoph und Samuel wurden herbey gerufen, und viele Aepfel und Birnen unter sie vertheilt. Rickchen und die übrigen dankten recht herzlich für das Obst und ließen sichs wohlschmecken. Schon lange hatten sie so was nicht gegessen.

Die Kinder des guten Herrn Busch sahen mit

Wohlgefallen, wie sich Rickchen, ihre Brüder und Nachbars Christoph und Samuel über das erhaltene Geschenk freuten und sie waren jetzt noch ein Mahl so zufrieden und vergnügt.

Alle Jahre freuten sie sich auf den Tag, an welchem das Obst abgenommen wurde, und alle Jahre schenkte ihnen der Vater die schmackhaften Früchte, die an den Bäumen hängen blieben. Sie sammelten sie sorgfältig, und es wurde immer ein großer Korb damit angefüllt. Das war immer ein lustiges Fest für die Kinder. Sie hießen es das Plünderfest.

Nicht nur die Kinder des Herrn Busch, sondern auch andere Kinder freuten sich auf das Plünderfest. Wißt ihr warum?

Die Kinder des Herrn Busch waren gefällig und wohlthätig, und theilten allezeit einen grossen Theil von ihrem Obste unter arme Kinder aus.

Der Freudenstöhrer.

Herr Berill hatte ein schönes Haus und neben dem Hause lag eine große, große Wiese, auf welcher viel fettes Gras wuchs. Er hatte vier Kinder, zwey Mädchen und zwey Knaben. Diesen gefiel die Wiese immer besser als das schöne Haus; denn waren sie im Hause auf ihrer Stube, so mußten sie natürlich fein still seyn und das Hüpfen und Springen, das ihnen gar

große Freude machte, bey Seite lassen. Kamen sie aber auf die Wiese, dann gings lustig zu. Da öffnete sich der Mund und es erscholl ein Freudengeschrey; die Knaben setzten über Gräben, die Mädchen tanzten einen Menuet nach dem andern, man spielte, lief, schäckerte und sang:

Auf grünen Wiesen hüpfen wir
Vergnügt und sorgenlos;
Wir hüpfen alle, klein und groß
Und singen: schön ists hier!

Aber nicht immer war man auf der Wiese; denn wer wird allezeit spielen, laufen, schäkern und singen! das wäre ein schönes Leben, wenn man nichts anderes, als dieses, thate! Berills Kinder gingen in die Schule und machten zu Hause die Arbeiten, die ihnen ihre Lehrer aufgaben; Ferdinand lernte schon lateinisch, und Karl, der etwas jünger war, Naturgeschichte; dieß machte ihnen zu schaffen genug. Ernestine und Henriette zeichneten gar allerliebst, und beyde lernten auch das Klavier. Im Sticken, Stricken und Nähen erhielten sie gleichfalls Unterricht und halfen ihrer Mutter in der Küche.

Waren aber die Arbeiten geendigt, so rief ihr Lehrer, Herr Bertram, alle zusammen und es hieß: Lieben Kinder! ihr seyd fleissig gewesen, habt den Tag gut angewendet, nun wollen wir uns eine kleine Bewegung machen.

Gehn wir auf die Wiese, lieber Herr Bertram? o ja! nicht wahr wir gehn auf die Wiese?

So riefen dann gewöhnlich voll Freuden die Kinder, und wann Herr Bertram ja sagte, dann klatschten sie in die Hände, drängten sich an den Lehrer und es ertönte der frohe Ausruf: Wir gehn auf die Wiese! wir gehn auf die Wiese!

Ferdinand sprang schnell zu Nachbars Söhnen hin und lud sie auch auf die Wiese. Das war dann eine Freude, wenn sie kamen!

Mitten auf der Wiese war eine große Grube. In diese Grube sprangen die Knaben; denn sie war nicht zu tief. Manch Mahl theilten sie sich in zwey Partheyen. Die eine ging in die Grube, die andere blieb oben stehen. Diejenigen, welche unten waren, wollten die Festung erobern, welches diejenigen, die oben standen, nicht zulassen wollten.

Wann die Parthey, welche in der Grube war, ohne Trompeten zu trompeten anfing, so kletterten alle hinauf; diejenigen, die oben standen, wehrten sich tapfer, und stießen die andern wieder in die Grube herunter. Aber zuweilen traf es sich doch, daß sie überwunden wurden. Nun standen diejenigen oben, welche vorher in der Grube waren, und die, welche vorher oben standen, mußten in die Grube herunter.

Dieses Spiel gefiel den lustigen Knaben gar sehr. Karl nannte es einmal im Scherze Attakai, und diesen Namen behielt es dann immer.

Außer dem Attakai liebten Berills kleine Söhne und ihre Kameraden vorzüglich das Ballspiel und das Jagdspiel.

Die große Wiese und die Spiele, welche die Kleinen auf derselben spielten, machten ihnen viel, sehr viel Freude. Nur wurde diese Freude zuweilen gestört. Karl hatte die üble Gewohnheit, wätrend des Spiels mit den andern Zänkereyen anzufangen. Wenn einer ihn unversehens etwas zu stark berührte, so wurde er gleich darüber empfindlich nnd machte ein Mitternachtsgesicht; verlor ein anderer das Spiel, so konnte er sich gar nicht darüber zufrieden geben, wollte jemand eher den Ball schlagen als er, so fing er an zu streiten, kurz, es gab immer was, worüber sich Karl aufhielt. Er fing Zank an und so war die Freude der Spielenden auf ein Mahl verdorben.

Oft geschah es, daß Karl während des Spiels Lust bekam, etwas anderes vorzunehmen. Sogleich verließ er das Spiel und zwang dadurch zuweilen die andern, dem Spiele ein Ende zu machen, weil es durch Karls Abtritt Unordnungen gab. Darüber wurden seine Kameraden oft unwillig nnd machten ihm Vorwürfe. Das ist nicht schön, Karl! sagten sie, daß du unsre Freude störst. Aber wer sich nicht darum bekümmerte, war Karl.

Eines Tages war eine große Gesellschaft kleiner Männer auf der Wiese beysammen. Sie beschlossen, ein neues Spiel zu probieren. Ich bin mit dabey! rief Karl.

Ja wenn du nur nicht wieder bald davon läufst, sagten die andern.

Wo sollt ich denn hinlaufen? erwiederte Karl. Mit dem Davonlaufen hats gute Wege. Fürchtet nichts.

Man fing das Spiel an; aber kaum war das geschehen, so erblickte Karl an dem einen Ende der Wiese einen Fischer mit einem Netze in dem kleinen Bach, welcher an der Wiese vorbey floß. Ach! rief Karl, spielt ihr nur immer zu! mir gefällts nicht! Husch! da war mein Karl beym Fischer. Das gab Unordnungen und das Spiel hörte bald auf. Karls Kameraden ärgerten sich darüber und beschlossen, Karln von ihren Spielen in Zukunft auszuschließen, weil er sie doch immer nur stöhre.

In einigen Tagen gab Herr Berill ein kleines Fest. Er lud viele große und kleine Freunde zu sich ein. Auf der Wiese ward ein großes Zelt aufgeschlagen. In dasselbe wurden Tische, Stühle und Bänke gesetzt und die Gäste hereingeführt. Man aß und trank und sang und freute sich. Karl war sehr vergnügt und aß besonders mit großem Appetite ein gefülltes Täubchen.

Nach dem Essen sagte Bertram: Kinder! wenn ihr Lust habt ein neues Spiel zu spielen, so will ich euch es lehren. Ich spiele mit und mein Freund Herr Rothe spielt auch mit. Das Spiel soll euch viel Spaß machen.

Die Kinder riefen; Bravo! Bravo!

Ich bin auch dabey! sagte Karl, nachdem er den letzten Bissen von seinem Stück Pflaumenkuchen verzehrt hatte.

Gehorsamer Diener! sprach Peter leise, du Spielverderber bist nicht dabey.

Sogleich verließen die kleinen Gäste das Zelt und schlugen auf der Wiese vor Freude in der Luft die Beine zusammen.

Herr Bertram ordnete alles. Als er zu Karln kam und ihm sagen wollte, was er bey dem Spiele werde zu thun haben, riefen alle: Nein! nein! Herr Bertram! Karl darf nicht mit spielen.

Karl wurde stutzig und Bertram ward es auch. Ey warum, ihr hochgebietenden Herren, soll Karl nicht mitspielen? sagte der Lehrer.

Einer von der Gesellschaft. Gern würden wir ihn mitspielen lassen; allein er stört immer das Spiel; bald fängt er Zank an, weil man ihm nie was recht machen kann; bald läuft er davon, weil ihm eben etwas einfällt, oder weil er etwas sieht, was er gern begucken möchte; kurz, Karl ist ein Spielverderber und lassen sie ihn jetzt mitspielen, so werden sie sehen, daß unsre Freude nicht lange dauert.

Ja! ja! Herr Bertram! riefen alle.

Herr Bertram. Je! das ist freylich arg, wenn es Karl so treibt. Aber wenn er verspricht, daß er sich heute besser betragen wolle?

Einer von der Gesellschaft. Ach! das hilft nichts! gar nichts! Erst vor kurzem probierten wir ein neues Spiel. Karl versprach, nicht davon zu laufen. Allein kaum hatten wir es angefangen, so sprang er fort und unsre Freude war verdorben.

Karl stand beschämt da, wie wenn ihm die Hühner das Brod gefressen hätten.

Herr Bertram. Ja wenn das so ist, so muß Karl allerdings vom Spiele ausgeschlossen werden. Denn bey diesem Spiele, welches ich euch jetzt zeigen will, muß alles ordentlich gehen, keiner darf dabey zanken oder davon laufen. Und da wir uns heute einen recht vergnügten Tag machen wollen, so wär' es Schade, wenn einer von uns, unsre Freude stören möchte.

Karl fing an bitterlich zu weinen und bat Herrn Bertram, ihn doch mitspielen zu lassen. Aber Herr Bertram schüttelte den Kopf und dabey bliebs.

Nun ging das Spiel an. Es war gar drollig. Groß und klein zerlachten sich darüber. Das ist herrlich! riefen die kleinen Männer, so ein schönes Spiel haben wir noch niemahls gespielt!

Karl lag verdrüßlich auf der Erde. Das Spiel gefiel ihm auch und es schmerzte ihn sehr,

daß er nicht Theil daran nehmen konnte. Er weinte, aber Niemand bekümmerte sich darum. Er stand auf, spazierte auf und ab; aber kein Mensch gab sich mit ihm ab. Endlich wurde ihm die Zeit zu lang, die Langeweile plagte ihn, aber er mußte sichs ein Mahl gefallen lassen; es war nicht zu ändern. Ach! sagte er zu sich selbst, es ist doch gut, wenn man mit seinen Kameraden in Frieden und Freundschaft lebt und mit ihnen spielen kann! man sollte sich nie mit ihnen entzweyen!

Das Spiel dauerte länger als eine Stunde. Alle waren damit zufrieden. Das freut mich am meisten, sagte Herr Berill, daß alles so schön ruhig zu ging, kein Zank entstand und keiner die Freude stöhrte. Nichts ist ärgerlicher bey einem Spiele, als wenn es einem in den Kopf kommt zu streiten oder davon zu laufen. Dergleichen Spielverderber sind häßliche und einfältige Menschen, sie verderben sich und Andern die Freude und Niemand hat gern mit ihnen was zu thun.

Diese Worte des Vaters gingen Karln durchs Herz.

Den folgenden Tag bat Karl seine Kameraden, ihn wieder in ihre Gesellschaft aufzunehmen und ihn an ihren Spielen Antheil nehmen zu lassen. Ernestine und Henriette baten auch für ihn. Die Kameraden ließen es gut seyn, Karl versprach, nie wieder das Spiel zu stöhren, und was er versprach, hat er nachher auch gehalten. Wann

gespielt wurde, stritt er nicht, auch lief er nicht mehr davon. Seine Kameraden hatten ihn jetzt noch ein Mahl so lieb, und thaten ihm Manches zu Gefallen.

Die Besserung.

„Christian! Christian! du machst mir wenig Freude! Sieh', dein Geschwister, wie ganz anders beträgt es sich! Christian! könntest du in mein Herz sehen, wie sehr es dich liebt, und wie sehr es sich über dich betrübt. Das wirst du einst einsehen, wenn ich nicht mehr bin.“

So sprach ein Mahl Frau Merton und wischte sich die Augen. Sie hatte fünf Kinder. Ludwig, Thusnelda, Siegismund, Marianne und Christian hießen die Kinder. Alle machten ihr Freude, nur Christian nicht. Er war sehr eigensinnig; wollte alles haben, was ihm einfiel und wenn er es nicht sogleich erhalten konnte, wurde er böse und betrug sich recht unartig. Christian lernte nicht viel, war ungefällig gegen andere, mit seinen Geschwistern unverträglich, und wenn ihm der Vater oder die Mutter deßhalb Verweise gaben, nahm er alles übel auf, und widersprach ihnen wohl gar zuweilen.

Frau Merton war eine sehr rechtschaffene Frau. Sie liebte ihre Kinder herzlich und über nichts freute sie sich so sehr, als über die gute Aufführung

derselben. Wann Ludwig zu ihr sprang, und ihr einen Blumenstrauß reichte, den er für sie gebunden hatte, wann Thusnelda ihr von ihren Spaziergängen einige Vergißmeinnichtchen, Marianne ein Büschchen Erdbeeren und Siegismund von seinen Gartenbeeten ihr die ersten Radieschen brachte, o dann war die gute Mutter seelenvergnügt; sie umarmte ihre Kinder und gab jedem einen mütterlichen Kuß. Wann sich dann die Kleinen an sie schmiegten, sie liebkosten und ihr zuriefen: bist eine liebe, gute Mutter! dann wurde sie gerührt, und oft stand eine Freudenthräne in ihrem Auge.

Nur wenn Frau Merton Christianen ansah, empfand sie keine Freude. Ihr Herz wurde traurig und das Auge naß. Ach! daß doch manche Kinder ihre guten Mütter betrüben können, anstatt ihnen Freude zu machen.

Wie Christian sich gegen seine Mutter betrug, davon nur ein einziges Beyspiel.

Christianen fiel es eines Tages ein, seine Schularbeiten liegen zu lassen und mit einem Blaserohr auf eine große Scheibe von Pappe zu schießen.

Christian, sagte die Mutter, bleibe doch lieber in der Stube, und schreibe, was du zu schreiben hast.

Das kann ich auch Morgen thun, antwortete Christian.

„Morgen, Morgen, nur nicht heute!
„Sprechen immer träge Leute!“

sagte die Mutter. Ich dächte du folgtest meinem Rath und bliebst hier.

Christian machte ein finstres Gesicht und murmelte etwas vor sich hin wie ein Kater, der einen Hund sieht. Das ewige Stubensitzen! man hat auch gar keine Freude! sagte er.

Sieh! Christian, erwiederte Frau Merton, du nimmst schon wieder alles übel auf. Ich gönne dir von Herzen recht viele Freuden! aber lerne nur auch was! thue nur vorerst deine Arbeiten, dann kannst du dich immer auch lustig machen. Ich dächte, deine Geschäfte selbst sollten dir viel Vergnügen machen; denn sieh' nur, mit welchem Eifer deine Geschwister die ihrigen verrichten! Ich meyn' es so gut mit dir, ich will, daß du was lernest und ein braver Mensch werdest und du nimmst mir dieses übel.

Aber ich möchte jetzt gar zu gerne mit dem Blaserohr schießen; versetzte Christian in einem mürrischen Tone.

Je! nu, antwortete Frau Merton, wenn du deiner Mutter gar nicht folgen willst, so gehe hin und schieße.

Christian ergriff sein Blaserohr und wupp! da war er vor der Thüre. In einigen Minuten waren mehrere Knaben da und nun ging das Schiessen erst recht los. Sie schoßen um die Wette.

Aber man hatte noch nicht lange geschossen, so gabs vor der Thüre Lärm. Christian hatte mit seinem Kameraden Jakob Zänkereyen ange-

fangen. Als Frau Merton zum Fenster herausſah, balgten ſich die erhitzten Knaben herum.

Chriſtian! Chriſtian! rief die erſchrockene Mutter, was machſt du wieder? gleich hör' auf.

Allein Chriſtian hörte nicht auf. Er packte den unſchuldigen Jakob wie ein grimmiger Wolf an und gab ihm eine derbe Ohrfeige.

Chriſtian! rief mit ſtarker Stimme die Mutter, du gehſt gleich herein.

Nun ging Chriſtian auf die Stube. Frau Merton gab ihm einen verdienten Verweis und ſagte die Worte, die ihr oben geleſen habt. „Chriſtian! Chriſtian! ſprach ſie, du machſt mir wenig Freude! Sieh', dein Geſchwiſter, wie ganz anders beträgt es ſich! Chriſtian! könnteſt du in mein Herz ſehen, wie ſehr es dich liebt, und wie ſehr es ſich über dich betrübt! Du wirſt dieſes einſt einſehen, wann ich nicht mehr bin.“

Aber Chriſtian machte ſich daraus nicht viel. Das bemerkte die Mutter und vergoß darüber bittre Thränen. O Gott! ſeufzte ſie, warum haſt du mir einen ſolchen Sohn gegeben!

In einigen Wochen wurde Frau Merton kränklich. Sie klagte über Kopfweh; auch hatte ſie gar keinen Appetit. Die Kinder waren ſehr beſorgt um ſie. Ach! liebe Mutter ſagte Marianne, wär' ich doch lieber krank und du geſund.

Seyd ruhig, lieben Kinder! sprach Frau Merton, es wird schon besser werden.

Allein es wurde nicht besser. Frau Merton ward immer kränker. Sie konnte nicht mehr das Bett verlassen. Der Arzt, der herbeygerufen wurde, schüttelte den Kopf und sagte zu Herrn Merton: die Krankheit ist gefährlich.

O bester Herr Doctor! sprach der betrübte Herr Merton, thun Sie alles, was in ihren Kräften steht und machen Sie meine Frau gesund. Ich wäre ein unglücklicher Mann, wenn sie stürbe. Sie ist ihren Kindern die beste Mutter; wenn die armen Kinder diese Mutter verlöhren, ach Gott! wie viel würden sie dann verlieren!

Der Arzt versprach, sein Möglichstes zu thun.

Es vergingen mehrere Wochen und Frau Merton wurde nicht gesünder. Die Kinder weinten und verließen selten das Bett der kranken Mutter. Eines Tages wurde es sehr schlimm mit ihr. Der Vater bat die Kinder, aus der Krankenstube zu gehen. Sehr ungern thaten sie dieses.

Frau Merton fühlte nach einigen Stunden, daß sie sich ihrem Ende nahe. Lieber Merton! sprach sie zu ihrem Manne, laß mich noch ein Mahl meine Kinder sehen und sie an meine Brust drücken. Die armen, sie werden mich bald nicht mehr bey sich haben.

Herr Merton vergoß Thränen. Er ging auf die Stube, wo die Kinder waren und sagte mit gebro-

gebrochenen Worten: lieben Kinder! eure gute Mutter will euch sprechen.

Traurig gingen nun die Kinder in die Krankenstube. Frau Merton hob sich etwas von ihrem Lager auf. Kommt, o kommt, sagte sie mit wehmüthiger Stümme, kommt meine lieben Kinder! noch ein Mahl zu eurer Mutter.

Die Kinder stürzten vor das Bett hin und schluchzten laut.

O meine lieben Kinder, sagte leise die weinende Mutter, die meisten von euch haben mir viel Freude gemacht. Darum wird es mir schwer fallen, mich von euch zu trennen. Lieben Kinder! es ist vielleicht jetzt das letzte Mahl, daß wir beysammen sind. Bald werde ich nicht mehr seyn, meine Stunde wird bald schlagen — —

O Mutter! Mutter! riefen mit schwacher Stimme die Kinder. Sie weinten, es weinte die Mutter, und mit ihnen der betrübte Vater.

Kinder! fuhr Frau Merton fort, nehmt meinen mütterlichen Seegen. Lebt gut, lebt glücklich. Macht eurem Vater und allen rechtschaffenen Menschen Freude! denkt zuweilen an eure Mutter, die euch herzlich liebte, und welche dahin voran gegangen ist, wohin ihr auch ein Mahl gehen werdet.

Frau Merton drückte die betrübten Kinder an ihre mütterliche Brust und sagte: es ist das letzte Mahl! —

Christian stand unter den übrigen wie eine Leiche da; sein Gesicht war blaß, sein Auge ausgeweint und er zitterte am ganzen Leibe. Er fühlte es, daß er seine Mutter oft beleidigt habe und wie ein Dolchstich ging ihm der Gedanke durch das Herz: Vielleicht hat deine üble Aufführung die Mutter krank gemacht! vielleicht bist du an ihrem Tode schuld. O wie unzufrieden wurde er jetzt mit sich! wie sehr wünschte er, daß er der Mutter recht viele Freude gemacht hätte, wie stark bereute er alle Fehler, durch die er sie betrübte!

Beschämt und voll Reue stürzte Christian vor das Bett der Mutter hin. Er lag auf den Knieen, umfaßte ihre Hand, benetzte sie mit den heißesten Zähren und stammelte die Worte: Mutter! liebe Mutter, Vergebung! oft hab' ich dich betrübt — o vergieb mir! Mutter! vergieb mir! — ach! daß ich statt deiner sterben könnte! —

Frau Merton zog Christianen an ihre Brust und sprach mit leiser Stimme: Christian! du hast deine Mutter öfters verkannt; ich wollte dein Bestes; ach! du sahst es nicht ein; du warst immer unfolgsam, wann ich dir was anrieth. O Sohn, du wirst unglücklich, wenn du dich nicht besserst. Das liegt mir schwer, ach! sehr schwer auf dem Herzen.

Mutter sprach Christian weinend, ich seh es jetzt ein; aber vergieb mir, ich will anders werden, ich will mich bessern.

Nun so trenne ich mich denn von dir mit einem ruhigeren Herzen, sagte Frau Merton. Ich vergebe dir. Hier noch den letzten Kuß von deiner Mutter. (Sie küßte ihn) Halte Wort, Christian! und bessere dich.

Es war rührend, dieß alles mit anzusehen. Frau Merton hatte sich stark angegriffen. Ihre Stimme wurde immer schwächer. Es kam der Arzt und bat Herrn Merton, die Kinder fortzuführen, damit die Mutter durch ihren Anblick nicht noch stärker angegriffen werde. Die Kinder verlieſſen mit großen Schmerzen die Stube. Ihre Gesichter waren in Tücher gehüllt. Lebt wohl, ihr lieben, lieben Kinder! sprach Frau Merton ganz leise und faltete die Hände.

Frau Merton wurde immer schwächer. Abends um neun Uhr ergriff sie die Hand ihres Mannes, drückte sie, schloß die Augen und verschied.

Herr Merton war untröstlich. Er rang die Hände und sagte: Nun ist sie dahin, die mir und ihren Kindern alles, alles war! Traurig trat er in die Stube, wo die Kinder waren. Diese gingen ihm entgegen und fragten mit leiser Stimme: Vater! sie lebt doch noch?

Herr Merton weinte und sah betrübt die Kinder an.

Vater! sie lebt doch noch? wiederholte Christian.

Kinder! erwiederte Merton, eure gute Mutter ist entschlummert.

O Gott! o Gott! riefen die Kinder, falteten ihre Hände gen Himmel und waren vor Schmerzen auſſer sich. Sie umringten den Vater; umfaßten Hände und Kniee; der Vater weinte, die Kinder weinten. Bald darauf stürzten sie in die Krankenstube auf die Leiche ihrer Mutter, jammerten und benetzten sie mit den kindlichsten Zähren.

Christian suchte die Einsamkeit. Nun fühlte er erst recht, wie sehr er sich durch seine Aufführung an seiner redlichen Mutter versündigt habe. O daß sie noch lebte! seufzte er, o daß sie noch lebte! wie ganz anders würde ich mich gegen sie betragen! wie würde ich ihr Freude machen! doch sie ist nicht mehr! sie schlummert und erwacht nimmer! —

Am dritten Tage wurde Frau Merton begraben. Betrübt sahen die Kinder in das Grab, worein der Sarg, worinn sie lag, gesenkt wurde. Jedes nahm ein Stückchen Erde, ließ es auf den Sarg fallen und sagte mit wehmüthiger Stimme: ruhe sanft, liebe Mutter!

Nach dem Begräbnisse versammelte Herr Merton seine Kinder um sich und ermahnte sie zum Guten. Alle versprachen gut werden, so gut wie die Mutter war. Besonders versprach dieses mit vielen Thränen Christian.

Herr Merton ließ auf das Grab seiner Frau einen Stein setzen, und auf den Stein stand folgende Inschrift:

Hier schlummert
Ernestine Merton
Sie war ein rechtschaffenes Weib.
Eine redliche Mutter.

Bey diesem Steine versammelten sich oft die Kinder der Verstorbenen mit ihrem Vater und erneuerten das Andenken an die Mutter, und das Versprechen, gut zu seyn.

Christianen sah man oft auf dem Grabe seiner Mutter knieen. Ach! sprach er ein Mahl, daß doch alle Kinder ihren Müttern Freude machten! eine gute Mutter lebt nicht ewig. O wie schmerzt es, wann sie stirbt, und man kann sich nicht das Zeugniß geben, daß man die Freude machte.

Christian bemühte sich gut zu werden, und er ward gut.

Das Kartoffelfest.

„In acht Tagen! juchhei! in acht Tagen, da gibts eine Lust! wenn sie nur bald vorbey wären! ich kann es schon nicht erwarten!“

So rief Wilhelm seinem Kameraden Moritz zu, und Moritz fiel ihm um den Hals, gab ihm einen Kuß und sagte: das soll dir ein herrlicher Tag werden! ich habe den Michaelis recht lieb!

Nicht nur Wilhelm und Moritz, sondern alle ihre Mitschüler sahen dem Michaelistage mit Sehnsucht entgegen, und freuten sich wenn er da war. Und das aus folgender Ursache.

In Friedrichshausen, wo Wilhelm und Moritz wohnten, starb eine alte Frau; die vermachte in ihrem Testamente der Schule einen großen Acker an einem Berge. Diesen Acker konnte der Lehrer besäen, womit er wollte, und was er darauf ärntete, war sein. Herr Morgenthau, Wilhelms und Moritzens Lehrer, bepflanzte fast alle Jahre diesen Acker mit Kartoffeln.

Wann der Frühling da war, so ging Herr Morgenthau eines Tages mit allen seinen Schülern auf diesen Acker. Man grub ihn um, machte kleine Löcher und legte Kartoffeln herein. Waren die Kartoffeln aufgegangen, so führte der Lehrer seine Schüler auf den Acker und alle freuten sich über die Kartoffelnsträuche, und wünschten recht bald Michaelis herbey; denn an diesem Tage wurden die Sträuche aus der Erde gerissen und die schönen runden und länglichten Knollen, die daran hingen, in Säcke gesammelt. Viele davon wurden auf der Stelle verzehrt.

Daher Wilhelms Ausruf: „In acht Tagen, juchhei! in acht Tagen, da giebts eine Lust! wenn sie nur bald vorbey wären; ich kann es schon nicht erwarten!“

In diesen acht Tagen, welche allen Schülern sehr lang zu seyn schienen, gingen manche von

ihnen auf den Berg, an welchen der Kartoffelacker lag, versehen mit Picken und Schauffeln. Was machten sie wohl da! — Sie machten sich Rasensitze, auf welchen sie am Michaelistage gemächlich ihre Kartoffeln verzehren wollten. Auf den Lehrer wurde dabey vorzüglich Rücksicht genommen; ihm machte man die schönste Rasenbank von welcher er die ganze anmuthige Gegend übersehen konnte.

Endlich waren die acht Tage vorbey. Da lud Herr Morgenthau alle seine Schüler und Schülerinnen zum Kartoffelfeste ein.

Was das für ein Jubeln war! Fast alle Knaben bewafneten sich mit Picken und versammelten sich zur bestimmten Stunde auf dem Kartoffelacker.

Der Lehrer erschien auch mit seiner Frau, seinen Töchtern und einigen erwachsenen Freunden. Jetzt ging das Graben an. Mit vielem Wohlbehagen riß man einen Strauch nach dem andern aus der lockern Erde, und freute sich, wenn man viele und große Kartoffeln daran fand. J! das ist ein mächtiger Kerl! rief bald Wilhelm, bald Adolph, bald Moritz, wenn sie eine vorzüglich große Kartoffel erhaschten.

In ein Paar Stunden war der Acker wüst und öde. Keine Kartoffelsträuche standen mehr auf demselben, sie lagen alle auf einem Haufen und die ründlichen Erdäpfel befanden sich in Säcken, die man liebe Thürmchen nannte.

Herr Morgenthau zog hierauf einen Stahl aus der Tasche und schlug mit demselben ein Paar Mahl an einen Feuerstein, auf welchem ein Stückchen Zunder lag. Da brannte der Zunder. Herr Morgenthau steckte ihn in einen Wisch Stroh, und bewegte diesen schnell hin und her bis er zu lodern anfing. Flugs wurde er auf die Erde gethan, dürre Reiser und Holz drauf gelegt, und siehe da! es flackerte ein großes Feuer, für die kleinen Kartoffelgräber ein herrlicher Anblick. Sie liefen alle auf den Berg, suchten daselbst dürres Holz und kamen damit, hüpfend, zu dem Feuer. Wohl vierzig standen um dasselbe herum, in einem dichten Haufen; wären sie schwarz von Farbe und nicht so gut gekleidet gewesen, so hätte man sie für eine Horde afrikanischer Wilden halten können.

Ueber das Feuer wurde ein großer Kessel gehängt. Er war mit Wasser gefüllt. Herrn Morgenthaus Frau, seine Töchter und Schülerinnen hatten eine Menge Kartoffeln gereinigt und brachten sie nun in ihren Schürzen zum Feuer. Jeder von den Schülern erhielt vier davon, damit konnte er machen, was er wollte. Die übrigen wurden in den Kessel geschüttet. Die meisten kleinen Männer legten ihre vier Kartoffeln in die glühenden Kohlen und aßen sie wenn sie gebraten und kühl genug waren. Denn daß es schädlich sey, heiße Kartoffeln zu essen, wußten sie von ihrem Lehrer.

Als die Kartoffeln im Kessel gesotten waren, komandirte Herr Morgenthau. Da standen alle Schüler und Schülerinnen in einer Reihe. Man ging hierauf auf den Berg, und jeder nahm Besitz von seiner Rasenbank. Hier wurden die gekochten Kartoffeln vertheilt, geschält, mit Salz bestreut, und gegessen. Sie schmeckten gar delikat. Während des herrlichen Kartoffelschmauses stimmte die frohe Bergversammlung das Lied von Claudius an:

Pasteten hin, Pasteten her!
Was kümmern uns Pasteten!
Die Kumme *) hier ist auch nicht leer,
Und schmeckt so gut, wie aus dem Meer
Die Austern und Lampreten.
Und viel' Pastet' und Leckerbrod
Verdirbt nur Blut und Magen.
Die Köche kochen lauter Noth,
Sie kochen euch viel eher todt;
Ihr Herren, laßt euch's sagen!
Schön röthlich die Kartoffeln sind,
Und weiß, wie Alabaster.
Sie dann sich lieblich und geschwind,
Und sind für Mann und Frau und Kind
Ein rechtes Magenpflaster.

Als das Lied ausgesungen war, sah man in einiger Entfernung drey Personen kommen. Sie gingen immer dem Kartoffelacker zu.

*) Kumme ist eine große hölzerne Schüssel.

Endlich waren sie ganz nahe. Alle wußten nun, wer diese Personen wären, und freuten sich gewaltig über ihre Ankunft.

Die drey Personen waren erstens der Prediger von Friedrichshausen: zweytens, seine zwey Dienstmägde. Jede von diesen trug einen Korb, worin gar mancherley war.

Die ganze Berggesellschaft ging dem Prediger entgegen und bewillkommte ihn mit einer Herzlichkeit, aus der man recht deutlich sehen konnte, daß ihn alle überaus liebten Guten Tag! meine Freunde! sagte der Prediger. Laßt euch durch meine Ankunft in eurer Freude nicht stören. Ich habe eben ein müßiges Stündchen, das will ich in eurer Gesellschaft zu bringen.

Schön! riefen Alle, setzen sich Ew. Wohlehrwürden hier auf dieser Rasenbank nieder. Sie ist freylich nicht weich. Hätten wir das gewußt, daß Sie uns besuchen würden, der Rasensitz hätte mit Moos ausgepolstert werden müssen.

Laßt es gut seyn, erwiederte der liebenswürdige Prediger und setzte sich auf das ihm angewiesene Kanapee. Seine Dinstmägde mußten die Körbe auspacken. Ich habe hier einige gesottene Schinken mitgebracht, sprach der Prediger; vielleicht daß sie euch wohlbekommen; sie werden sich doch mit den Kartoffeln vertragen? Marthchen, thu' sie doch auch die Boutellen heraus.

Marthchen zog acht Boutellen aus dem Korbe und setzte sie mit einigen Weingläsern auf einen sichern Platz.

Unverhofft, sagte der Prediger, bin ich unter diesen Tagen zu einem Fasse Wein gekommen. Als ich noch in Jena studierte, wurde ich mit einem Ungar bekannt. Es war ein lieber Mann und wir wurden bald vertraute Freunde. Oft hat er mir die Fruchtbarkeit seines Landes und besonders den Wein gerühmt, der in demselben wächst. Komm' ich ein Mahl nach Hause, sagte er zu wiederhohlten Mahlen zu mir, so sollst du ein Fäßchen von diesem Getränke erhalten.

Es sind nun schon zehn Jahre verflossen, daß mein Freund Jena verließ und nach Ungarn zurückkehrte; aber immer hab' ich vergebens das versprochene Fäßchen erwartet. Vor ein Paar Tagen, hält ein Wagen vor meiner Thüre und es wird ein ziemlich großes Faß abgeladen. Was hat das zu bedeuten? dacht' ich und wollte eben herausgehen und zu sehen, was es wäre? Da trat der Fuhrmann auf meine Stube und überreichte mir einen Brief. Ich sah die Addresse an und erkannte gleich die Hand meines lieben Ungars. Mit Freuden erbrach ich den Brief und labte mich an den herzlichen Freundschaftsäußerungen, die ich darin fand. Mein braver weit entfernter Freund, entschuldigte sich, daß er mir nicht eher das versprochene Fäßchen Wein geschickt hätte. Er habe hierzu keine sichere

Gelegenheit gefunden schreibt er. Jetzt aber wäre ihm ein Fuhrmann in den Wurf gekommen, der einige Fuhren Wein nach Nürnberg brächte; mit diesem schicke er mir das Versprochene.

Laßt uns nun, Freunde, diesen Wein kosten. Ich denke er soll uns hier unter dem freyen Himmel wohlschmecken.

Der Prediger schenkte eilf Gläser ein; acht für kleine Männer, eines für sich, eines für Herrn Morgenthau und noch eines für dessen Frau. In die ersten acht Gläser wurde auch etwas Wasser geschüttet. Der ungarsche Wein ist stark, sagte der Prediger, er könnte euch kleinen Männern in den Kopf gehen, wenn ihr ihn, unvermischt mit Wasser, tränket.

Aber wer soll nun die ersten acht Gläser trinken? fuhr der Prediger fort. Nennen Sie mir doch, lieber Herr Morgenthau, acht von ihren besten Schülern.

Dieß that Herr Morgenthau. Acht junge Personen, die sich am besten aufführten, mußten hervortreten; diesen gab der Prediger die ersten acht Gläser. Ehe wir aber unsere Pokale leeren, sprach er, muß ich euch doch noch was sagen. Daß die Kartoffeln ein herrliches Gewächs sind, daß man die besten Speisen, Brot, Kuchen, selbst Torten, Puder und Stärke aus den Kartoffeln bereiten könne, wißt ihr alle. Millionen Menschen haben sie in theuern Jahren das Le-

ben gerettet. Aber wißt ihr auch, woher sie stammen? —

Die Kartoffeln stammen aus Amerika. Ein englischer Admiral, Franz Drake, hat sie 1585. zuerst nach Europa gebracht, und sich dadurch um das Menschengeschlecht größere Verdienste erworben, als mancher berühmte Held, durch die blutigen Schlachten, die er gewonnen. In Deutschland sind die Kartoffeln hie und da erst vor sechzig, achtzig Jahren bekannt geworden. Anfangs hatte man keine Lust, sie anzubauen. Wer wird diese Erdwurzeln essen? sagten Manche, so wie viele von dem Thee sagten, als er bekannter wurde: wer wird dieses Heuwasser trinken!

Aber wieder auf Franz Drake zu kommen. Das war doch ein scharmanter Mann, daß er uns so ein herrliches Gewächs nach Europa brachte! Ich dächte wir leerten seinem Andenken unsre Gläser, mit dem schönen Ungar gefüllt. Er ist in einem kleinen Städtchen Rust, bey Oedenburg, in Ungarn gewachsen.

Nun, Dank dem guten Franz Drake! für die Kartoffeln, mit denen er uns bekannt machte. Ruhe über seiner Asche!

Vivat Drake! riefen die acht Schüler, und alle Anwesende und jene leerten ihr Glas zur Hälfte.

Ah! sagten Alle, das ist ein köstliches Getränke.

Da ist unser Rheinwein nichts dagegen, sprach Herr Morgenthau.

Die Gläser wurden von Neuem gefüllt und acht andere Schüler vorgerufen. Diese tranken die Gesundheit des Predigers, und die darauf folgenden die Gesundheit ihres würdigen Lehrers. Auch das Andenken der Frau, die den Acker der Schule geschenkt hatte, wurde erneuert. Zuletzt wurde auch dem braven Ungar, der den Wein geschickt hatte, ein Lebe hoch! gebracht.

Die anwesenden Mädchen bekamen auch ein wenig von dem Ruster Weine zu kosten. Es ist wahr, sprach der Prediger, für die Mädchen ist der Wein nichts, Wasser ist für sie der gesundeste Trank; allein da sich ein guter ungarscher Wein nicht leicht in unsere Gegend verirrt, so mögen sie, der Rarität halber, wohl einige Tropfen davon kosten. Die Mädchen weigerten sich Anfangs; tranken aber doch endlich ein bischen.

Die Schinken schmeckten auf den Wein gar allerliebst. Unvermerkt näherte sich der Abend; es wurde noch ein gemeinschaftliches Spiel unternommen, dann ging man vergnügt nach Hause; und erinnerte sich lange noch an diesen Tag und bey dieser Erinnerung wurde auch des wackern Ungars gedacht, der dem Prediger das Fäßchen schickte.

Nicht feige; aber auch nicht verwegen.

Auf eines kleinen Berges Spitze.
Versammelte sich einst ein Knabenheer.
Es war dabey: Gust, Adolph, Fritze,
Max, Eduard und Thoms mit seinem Spitze,
Schorsch, William und andre mehr.
Die kleinen Helden waren guter Dinge,
Und machten wie die Böcke luft'ge Springe,
Sie setzten über Busch und Stein,
Und auch nicht einer brach das Bein.
Schorsch war wohl auch recht guter Dinge;
Er lachte, wagte aber keine Sprünge.
Die Andern hausten kühn und keck,
Schorsch aber blieb auf einem Fleck.
Es war ein Bübchen, das Mama verzog,
So schmächtig, daß es kaum zwey Dutzend Pfunde wog.
„Schorsch! riefen die Andern, so spring doch mit!“
Nein! nein! sprach Schorsch; das mag ich nit!
„Pfui! Schorsch! mußt nicht so weichlich seyn!“
Nein! nein! ich bräch' vielleicht das Bein. —
Da schmunzelten Alle und lachten
Gar sehr sie sich über den Weichling lustig machten.
Auf einmahl hieß es: wir laufen bergab!
Und gleich gings: hupp; hupp! schirra! trapp! trapp!

Da konnt' man in wenigen Augenblicken
Die Klettrer unten im Thale erblicken.
Ein Männchen nur war nicht unten im Thal;
Es stand oben wie ein dürrer Pfahl.
Ey! seht dort oben ein schüchternes Reh!
Rief alles; herunter! herunter! du kleiner
Mosje!

Das war zuviel verlangt von dem verzärtelten Schorsch; so viel Herz hatte er nicht, vom Berge herab zu klettern; denn als er nur ein bischen ins Thal herunter guckte, überfiel ihn der Schwindel. Er machte einen großen Umweg und kam endlich bedächtig in dem Thale herbey getrippelt.

„Da kommt er ja, der größte Held
Auf unsrer kugelrunden Welt!“ —
So riefen die Knaben allzumahl
Daß es gar mächtig schallte im Thal.
Das war, fürwahr! kein feines Lob!
Und Georg schämte sich darob.
Ein feiger Knab' ist nicht viel werth,
Die Feigheit den Menschen gar sehr entehrt.

Weißt du, wie man einen solchen Helden nennt, sagte Max zu Schorsch; einen Helden, der solche Thaten thut wie du, mein allerliebster Schorsch? — Mann nennt ihn — eine feige Memme.

Schorsch. Du bist eine feige Memme! —
Max. Seht mir nur den Knirps! —
Schorsch. Du bist ein Knirps! —

Max. Pfui! sich nicht einmahl von dem Berge herunter zu wagen; das ist doch, wahrhaftig! feige!

Schorsch. Du bist feige! — Herr je! —

Du bist nicht gescheidt, Schorsch! riefen Alle. Max ist kein Knirps, auch keine feige Memme. Er ist der keckste Bursch' von der Welt. Das weiß jeder, der ihn kennt. Das kann er dir gleich beweisen. Max steh' doch einmahl auf dem Kopfe.

Maxen kitzelte das Lob seiner Kameraden nicht wenig. Er stellte sich auf den Kopf und stand auf dem Kopfe wie auf seinen zwey Beinen. Dann stellte er sich auf die Hände, reckte die Beine in die Höh', und spazierte so auf den zwey Händen herum.

Sieh', Schorsch! rief man;
Was Max nicht kann! —

Max! riefen dann Alle, mache doch einmahl ein Paar Kopaister!

Max bedachte sich nicht lange, sondern machte einige Burzelbäume und schlug Räder; und das zwar von einer kleinen Anhöhe herab.

Sieh'! Max kann Kopaister machen!
Riefen Alle, groß und klein,
Feige Memmen können keine solche Sachen!
Schorsch! mach' du nun auch kleine Kopaister-
lein!

Schorsch schwieg ganz still und schämte sich. Max aber stand da wie ein Held, der einige tausend

Janitscharen oder Mamelucken in die Flucht geschlagen hat; sein Blut wallte heftiger, und, voll Ehrbegierde, wollte er noch größere Thaten thun. Aber er vergaß darüber, verständig zu seyn; und sein hitziges Blut wurde Herr über seinen Verstand.

Kommt, rief Max, zu dem neuen Haus, da will ich euch noch mehr zeigen.

Alle gingen mit Max zum neuen Haus, das ganz allein am Ende des Thales stand und noch nicht fertig war. An diesem Hause waren einige hohe Gerüste angebracht.

Nun merkt auf, sagte Max, ich gehe auf diese Gerüste, stelle mich ganz oben auf den Kopf und mache von dem Gerüste herab Kopaister!

-Ums Himmels Willen! das thue ja nicht, Max! riefen Alle, das könnte dich dein Leben kosten; das wäre nicht kühn, nein! das wär' — verwegen!

Allein Max kehrte sich nicht dran. Er stieg auf ein Gerüst; und stellte sich da auf den Kopf. Doch, ach! er verlohr das Gleichgewicht, stürzte herunter und brach den rechten Arm.

Noch ist er nicht ganz kuriert.

Aber es wird wohl überall geheißen haben! Max ist doch ein herzhafter kühner Junge!

Nein! so hieß es nicht. Max war recht unverständig, verwegen, tollkühn! so sprachen alle Verständige, und so sprechen sie noch. —

Wenn's an Verstand dir nicht gebricht:
Sey herzhaft; doch verwegen nicht! —

Der abergläubische Jakob.

Jakob hatte recht verständig und gute Eltern; aber sie konnten sich mit ihm wenig abgeben, weil sie viele Geschäfte hatten. Daher blieb Jakob gröstentheils sich selbst überlassen. Zwar hatten die Mägde des Hauses die Aufsicht über ihn, als er noch klein war; allein diese waren nicht recht verständig und verdarben den kleinen Jakob; denn sie ließen ihn thun, was er wollte, und erzählten ihm allerhand abgeschmackte Mährchen von Geistern, Gespenstern und Hexen.

Jakob hörte nichts lieber als solche Gespensterhistörchen. Er hatte einen kleinen Stuhl und ein Käppchen von grünem Leder. Wann eine Magd ihm zurief: Jaköbchen! komm', will dir was erzählen! so ließ das kleine Männchen alles stehn und liegen und lief zur Magd, die sich gewöhnlich auf die Ofenbank niedersetzte. Jakob setzte sich auf sein Stühlchen, drückte sein Mützchen aufs rechte Ohr und sagte: Nun, Anne Marie! erzähl'; aber was recht hübsches! was schauerliches!

Da erzählte denn Anne Marie, was sie von ihrer Großmutter, und diese von ihrer Urgroßmutter gehört hatte. Jakob war ganz Auf-

merksamkeit und sperrte oft den Mund auf vor Verwunderung über das, was erzählt wurde. Kams recht schauerlich, so drückte Jakob sein grünes Käppchen tiefer in den Kopf und rückte mit dem kleinen Stuhle immer näher zur Magd.

Weil nun Jakob oft mit abgeschmackten Mährchen unterhalten wurde, so fing er an, manches zu glauben, was gar nicht wahr ist. Er glaubte, es könne in der Welt gar viel Wunderbares geschehen, was gegen die Natur ist und was daher nie geschehen kann. Solche Menschen, die so was glauben, heißt man, nicht verständige, sondern — abergläubische Menschen.

Jakob wurde daher kein verständiger; sondern ein abergläubischer Mensch, und abergläubische Menschen sind immer sehr furchtsam. Dieß war auch Jakob. Er getraute sich Abends nicht allein in der Stube zu bleiben, oder im Finstern in die Kammer zu gehen.

Durch seine Furchtsamkeit machte sich Jakob zuweilen recht lächerlich, und das schmerzte ihn sehr; denn er hielt was auf sich, und wollte, daß auch Andere auf ihn was halten möchten. Aber von abergläubischen und furchtsamen Leuten hält man gewöhnlich nicht viel.

Einmahl hieß es in dem Städtchen, wo Jakob wohnte: der Pock ist da; das sollte so viel heißen als: es bekommen viele Kinder die Blattern, oder die Pocken.

Als Jakob hörte, der Pock sey da, sah er die Magd an, die ihm so viele wunderbare Mährchen erzählte, und sagte: Anne Marie! was heißt das: der Pock ist da? —

Ach! liebes Jakobchen! antwortete Anne Marie, das ist dir ein gar böses Thier, der Pock! er stößt die kleinen Kinder sehr und wenn er sie gestoßen hat, werden sie krank, und bekommen Blattern, und diese jucken stark, und oft stirbt man an den Blattern. Wenn man die Blattern abkratzt: so bekommt man Wunden, Schrammen, Narben und Gruben und das sieht gar nicht hübsch aus. Doch ich muß fort; ich habe in der Küche noch viel zu thun.

Anne Marie ging nun aus der Stube und Jakob dachte über den Pock recht ernsthaft nach. Furchtsam sah er sich nach allen Ecken und Enden des Zimmers um, ob nicht etwa in einem Winkel der Pock stünde? Er stellte sich ihn vor, wie einen großen Ziegenbock, mit einem mächtig langen Barte, und vier spitzigen Hörnern. Wie froh war Jakob, als sich die Stubenthür öffnete, und, nicht der Pock, sondern die Mutter hereintrat.

Einen Tag darauf bat Jakob seinen Vater, er möchte ihm erlauben, seine Großmutter zu besuchen. Dieß erlaubte ihm der Vater.

Jakob zog sein blaues Jäckchen an, setzte einen gelben Strohhut auf, und trippelte zur Großmutter.

Nach einer Stunde sagte Jakob seiner Großmutter: adieu! und marschirte nach Hause. Als er den halben Weg zurückgelegt hatte und ganz in Gedanken einherschritt, hörte er in der Nähe zwey Mädchen sehr laut schreyen: Aha! da ist er ja! seht! da ist der Bock! da ist er! —

Jakob wurde wie vom Schlage getroffen. Er ward roth und blaß und gelb im Gesichte und sah ganz erschrocken nach der Gegend hin, woher die Stimme kam. Huhu! da erblickte Jakob, zu seiner großen Bestürzung, einen ansehnlichen Ziegenbock, mit einem langen Barte und zwey spitzen Hörnern.

Rettung! Rettung! schrie Jakob; ach! Rettung! Rettung! der Pock! der Pock! —

Es strömten viele Menschen herbey, umgaben den ohnmächtigen Jakob und fragten: was ist? — Hast du ein Unglück gehabt? —

Ach! ach! rief Jakob und zeigte mit der Hand auf den Ziegenbock, der Pock! der Pock! Er stößt mich! huhu! — Weiter konnte er nicht sprechen; denn er war vor Angst außer sich.

Hahaha! riefen viele von den herbeygelaufenen Leuten, du bist nicht gescheidt, Jakobus! das dort ist ja ein Ziegenbock, der thut dir nichts.

Aber das half nichts. Jakob zitterte am ganzen Leibe und konnte sich nicht erhohlen. Zwey junge Leute nahmen ihn und führten ihn halbohnmächtig nach Hause.

Der Schrecken, welchen der unschuldige Ziegenbock dem abergläubischen und furchtsamen Jakob eingejagt hatte, hätte für ihn leicht gefährlich werden können; denn er wurde krank und nur nach einigen Tagen war er wieder ganz hergestelit. Da er gesund wurde, stellten ihm seine Eltern vor, daß er eine recht alberne Vorstellung von dem Pock habe. Das wäre ja gar kein Thier, sondern eine böse, ansteckende Krankheit, vor die sich Kinder, die noch nicht die Blattern hatten, gar wohl in Acht nehmen müßten.

Der spaßhafte Vorfall mit Jakob und dem Ziegenbocke wurde bald im ganzen Städtchen bekannt, und der furchtsame Jakob ein groß bischen ausgelacht. Der Ziegenbock ist doch ein rechtes Wunderthier, sagte man; er kann einem Menschen so viel Angst einjagen. —

Jakob schämte sich nicht wenig, wegen dieses Vorfalls; doch ließ er seine Furchtsamkeit noch immer nicht. Eines Tages schickte ihn sein Vater in ein nahes Dorf, um von dem Fischer dieses Dorfes ein Paar Aale zu hohlen, die des andern Tages, der ein Festtag war, auf die Tafel kommen sollten. Es war schon gegen Abend, da Jakob ins Dorf ging. Der Fischer war nicht zu Hause, und Jakob mußte lange auf ihn warten.

Endlich kam der Fischer nach Hause und ging mit Jakob nach dem Bache, wo er die gefangenen Fische hielt. Sie waren in große hölzerne

Käſten eingeſchloſſen, die mit einem Schloſſe verſehen waren und auf dem Waſſer ſchwammen. An allen vier Seiten waren Löcher in die Käſten gebohrt, wodurch das Waſſer herein und herausfloß, welches die Fiſche nöthig hatten.

Der Fiſcher öffnete ein Paar von dieſen Käſten, da wimmelte es von lauter großen Fiſchen. Jakob hatte ſeine Luſt an dieſen muntern Waſſerbewohnern und konnte ſich nicht ſatt dran ſehen. Er ſtand wohl eine halbe Stunde da, und ſah ihnen zu, wie ſie bald herauf, bald herunter bald in die Länge ſchoſſen und mit ihren Schwänzen plätſcherten, wie Ernſt, Wilhelm, Eduard, Franz und Thuiskon, wann ſie im Teiche baden. Endlich nahm der Fiſcher zwey Aale, ſchlug ſie todt, ſteckte ſie in einen Korb und gab dieſen dem kleinen Jakob.

Jakob wanderte nun mit den zwey Aalen fort, immer dem Städtchen zu, woher er war. Aber es war ſchon große Dämmerung, und die Dämmerung verwandelte ſich immer mehr in Finſterniß. Da wurde dem furchtſamen Jakob angſt und bange. Sein Herz pochte gewaltig, und bey jedem Schritte, den er that, glaubte er ein ſonderbares Geräuſch zu hören. Aber wie erſchrack er vollends, da er auf ein Mahl kleine bläuliche Lichtchen vor ſich hertanzen ſah. Es waren ſogenannte Irrlichter. Das ſind Dünſte, die aus den Moräſten emporſteigen und ſich dann in der Luft entzünden. Sie ſind luſtig anzuſehen.

Aber dem furchtsamen Jakob jagten diese niedlichen Irrlichter Todesangst ein. Er hielt sie für Nixen, oder Wassergespenster, von welchen ihm Anne Marie so manches alberne Mährlein erzählt hatte.

Jakob hielt es für das rathsamste, sein Heil in der Flucht zu suchen. Er nahm seine Beine zusammen und lief was er laufen konnte. Aber zum Unglück hatte ihm die Angst seine Besonnenheit geraubt und er sah nicht, wohin er lief. Er glaubte, sich immer mehr dem Städtchen zu nähern, wohin er wollte; allein er lief immer weiter von diesem Städtchen ab.

Es wurde immer finstrer. Jakob sah fast nichts mehr; doch reterirte er sich noch immer vor den blauen Nixen mit schnellen Schritten. Aber, ach! auf einmahl ging es: wutsch! da lag und stack Jakob mit seinen zwey Aalen in einem tiefen Sumpfe, der mit Schilfrohr über und über bewachsen war.

Da hätte man die Grimassen sehen sollen, die Jakob machte! Er wollte sich wieder aus dem Sumpfe heraushelfen, konnte das aber nicht vor Angst und glaubte daher steif und fest, daß ihn eine Nixe gefangen halte.

Jakob weinte bitterlich und rief ohne Aufhören: Rettung! Rettung!

Zum Glück kam in einer Viertelstunde ein Mann mit einer Laterne nicht weit davon gegangen. Er hörte das Geschrey und eilte herbey. Da

er Jakoben sah, fragte er: was fehlt dir, mein Sohn? —

Eine Nixe hält mich an den Beinen fest! rief er ängstlich.

Eine Nixe? sagte der Mann. Du bist nicht richtig im Temperamente! wart' ich will dich bald befreyen. — Gib her die Hand! — so! — streng dich nur an und laß meine Hand nicht gehn, sonst plumpst du noch ein Mahl herein, und die Nixe erwischt dich von Neuem bey der großen Zehe. — so! — nun bist du frey! —

Jakob war nun wieder auf festen Lande. Er dankte dem Manne für den Freundschaftsdienst und bat ihn, er möchte ihn doch nach Hause führen, sein Vater werde ihn schon dafür bezahlen.

Nu, nu, antwortete der Mann, komm' nur du kleiner Nixenmeister, ich führ' dich gern nach Haus, ob gleich mein Weg nicht dahin geht.

In einer halben Stunde war der Mann mit dem unglücklichen Jakob vor dem Hause des Vaters desselben. Nun, adjeu! kleiner Mann! sagte der große Mann; geh nur herein, deine Mutter wird eine Freude haben, wenn sie dich wiedersieht.

Aber kommen Sie doch herein, sagte Jakob zu dem Mann, mein Vater muß Ihnen doch was für ihre Mühe geben.

J! sagte drauf der Mann, das ist nicht nöthig; hab's gern gethan, ich brauche dafür keinen Lohn. Adieu, mein Sohn!

Nun, adjeu, lieber Mann! rief Jakob; haben Sie recht schönen Dank. Ich will Sie nie vergessen; adjeu! braver Mann, adjeu!

Als Jakob, von oben bis unten voller Schmutz, in die Stube trat, sahen ihn seine Eltern mit großen Augen an und sagten; da bist du endlich hier, mein Kind! wir haben schon Anne Marje und Kathrine nach dir geschickt: aber wie siehst du aus? was ist dir begegnet?

Da erzählte Jakob die ganze Unglücksgeschichte. Er mußte sich gleich umkleiden. Sey nur still, sagte der Vater, und sag' das Niemanden wieder, sonst lacht man dich weidlich aus. Deine abergläubische Furcht hat dir wieder einen fatalen Streich gespielt.

Jakob schämte sich von neuem wegen seiner Furchtsamkeit.

Den andern Tag kamen keine Aale auf die Tafel; denn Jakob hatte sie im Sumpfe im Stiche gelassen; vielleicht haben sich die Sumpfnixen damit traktirt! —

Dem abergläubischen Jakob passiren noch ein Paar üble Streiche.

In dem Städtchen, wo Jakob wohnte, lebte auch Martin, der sich so recht zu dem furchtsamen Jakob paßte; denn er war auch abergläubisch, nur nicht so furchtsam wie Jakob. Diese zwey Geistesbrüder wurden mit einander bekannt, sie kamen von nun an öfter zusammen, und jeder erzählte dem andern die Mährchen, die er wußte.

Hörst du, Jakob! sagte einmahl Martin in Schmidts Garten steckt gar viel unter der Erde.

Und was steckt unter der Erde? fragte Jakob sehr neugierig.

Was anders als große Schätze, antwortete Martin; Gold, Silber und Edelgesteine. Das hat mir Nachbars Gottlieb im Vertrauen gesagt. Der versteht sich auf so was gar perfekt. Vor vielen, vielen Jahren stand in Schmidts Garten ein altes Gebäude, das wurde ein Mahl von feindlichen Soldaten zerschossen. Die Leute, die es bewohnten, waren reich, die vergruben alle ihre Schätze in die Erde, als die feindlichen Soldaten anrückten. Und seit dieser Zeit liegen die Schätze unter der Erde, und manchmahl sieht man ein blaues Flämmchen im Garten lodern; das ist ein sichres Zeichen, daß dort Geld vergraben liegt.

Ey! da sollte man doch die Schätze aufgraben! sprach Jakob.

Ja wohl! ja wohl! sagte Martin. Weißt du was, Jakob? wir wollen ein Mahl einen Versuch machen und nachgraben; vielleicht finden wir ein Kesselchen voll Kremnitzer; das wäre doch scharmant!

O allerliebst! was könnten wir uns dann nicht dafür kaufen! erwiederte Jakob. Martin wie stellen wir das an, daß wir bald ein Kesselchen funkelnde Dukaten, oder wenns auch nur Speciesthaler oder Kopfstücke (Zwanziger) wären, in unsre Gewalt bekommen? —

Das will ich dir sogen; antwortete Martin. Du nimmst Morgen, wenn es anfängt zu dämmern, eine Hacke und eine Schaufel; ich thue das nehmliche. Dann ziehen wir in Schmidts Garten und graben was wir können.

Der Vorschlag gefiel dem Jakob. Den andern Tag ging er wirklich mit Martin in Schmidts Garten. Beyde gruben über eine Stunde, aber es wollte kein Kesselchen zum Vorscheine kommen. Sie mußten eben so arm an Gelde zurückkehren, als sie gekommen waren.

Das thut nichts, sagte Martin; wir dürfen nicht gleich verzagen; was nicht heut kommt, kommt Morgen.

Den Tag darauf gingen die Schatzgräber wieder in den Garten, und gruben an einem

neuen Platze nach, und das thaten sie einige Tage nach einander.

Eines Tages kam Schmidt, ein Bierbrauer, in seinen Garten und fand die vielen Gruben, die Martin und Jakob gemacht hatten, sechs an der Zahl. Den andern Tag fand er die siebente, und den dritten Tag die achte Grube. Er schüttelte verdrüßlich den Kopf und sagte für sich: wart'! ich will dich fegen! —

Den Tag darauf als die Abenddämmerung, gleich einem dünnen Flor die Erde bedeckt hatte, kamen Martin und Jakob wieder herbeygeschlichen. Sie stiegen bedächtig über den Zaun, der von Brettern gemacht war, und den Schmidtschen Garten umgab. Als sie über den Zaun weg waren, fingen sie an zu graben. Aber auf ein Mahl stürzte ein Mann aus einem Gebüsche und rief: Aha! da hab' ich euch ihr Vögel!

Die Schatzgräber erschracken gewaltig. Beyde glaubten, es wäre ein Gespenst und riefen: Alle guten Geister loben den Herrn!

Ich will euch loben! rief der Mann, erwischte zuerst Martinen und nun gings schwipp! schwapp! schwupp! Au weh! au weh! rief Martin, entschlüpfte dem Mann und flog wie ein Pfeil über den Zaun.

Jakob war vor Angst außer sich, er wollte über den Zaun springen, war aber nicht flink genug; er rutschte ab und fiel der Länge nach auf

die Erde. Schmidt (denn dieser war der Mann) faßte den Jakob beym Nacken und spielte sehr unhöflich auf seinem Rücken. Hierauf warf er ihn über den Zaun.

Martin stand in einiger Entfernung in einem Gebüsche, und lauerte auf seinen Kameraden Jakob. Als er ihn herbeygeschlichen kommen sah, rief er ihm entgegen: hahaha! Jakob! das war ein Spaß!

Geh' mir mit dem Spaß! versetzte Jakob mit einer weinerlichen Stimme und kratzte sich den Buckel.

Das war fatal! sagte Martin.

Du hast gut reden! erwiederte Jakob; du bist mit ziemlich heiler Haut davon gekommen; aber mir (er kratzt sich noch immer den Buckel) mir hat der Mann übel mitgetheilt; ach! wie thut das weh! — pfui! mit dem Schatzgraben! — —

Das war eine arge Lection, die Martin und Jakob bekommen hatten, und es fiel ihnen nicht mehr ein, in Schmidts Garten zu steigen und nach einem Kesselchen zu graben.

Als Jakob etwas größer gewachsen war, kam er eines Tages zu seinem Vater und bat ihn, er möchte ihm doch einen feinen Hut kaufen.

Ein feiner Hut ist nichts für dich, mein Sohn sprach der Vater; du würdest ihn bald verderben.

Aber Jakob wiederholte noch mehrmahls die Bitte, der Vater möchte ihm doch einen feinen Hut kaufen, er wollte gern all sein Geld, das er in der Sparbüchse habe, für einen solchen Hut hergeben.

Nun, so hohle deine Sparbüchse herbey, sagte endlich der Vater, wir wollen sehn, ob viel darin ist?

Jakob hohlte die Sparbüchse herbey, sie wurde geöffnet, und es fanden sich darin zwey Thaler und vier Groschen.

Dafür kann noch kein Hasenhut gekauft werden, sagte der Vater.

Was? ein Hasenhut? sprach Jakob! Vater ich verlange ja einen feinen Hut, nicht einen Hasenhut.

Ich versteh' dich wohl, erwiederte der Vater. Die feinen Hüte werden nicht aus Schafwolle, sondern aus Biberhaaren und bey uns gewöhnlich aus Hasenhaaren verfertigt, deßhalb hab' ich den feinen Hut, den du dir wünschest, einen Hasenhut genannt. So ein Hut kostet gewöhnlich einen Ducaten.

Wie viel Geld müßt' ich also noch haben? fragte Jakob.

Noch einen Thaler, antwortete der Vater; denn ein Dukaten gilt jetzt drey Thaler und vier Groschen. Nun ich will dir aus der Verlegenheit helfen; ich will zu deinem Gelde noch einen Thaler dazu geben und dir nächstens einen Hasenhut kaufen.

Dar-

Darüber hatte Jakob eine große Freude, und er konnte den Tag nicht erwarten, an welchem er einen feinen Hut bekommen sollte.

Es war nicht weit der Johannistag. Ein Paar Tage vorher kam Martin zu seinem Kameraden Jakob.

Ich muß dir was Wichtiges sagen, Jakob! sprach Martin. Komm', wir wollen in die Kammer gehen, da will ich dirs ganz leise sagen. Es darf es keine Menschenseele hören.

Martin und Jakob schlichen sich in die Kammer und der erste hielt an den letztern folgendes Redchen: Lieber Jakob! in einigen Tagen können wir die reichsten Leute von der Welt werden. Das weißt du doch, daß am Freytage Johannisabend, und am Sonnabend Johannis ist? Na, hör' nur, was es da giebt. Am Johannisabend sieht man hie und da kleine Feuer brennen; die zeigen an, wo Geld vergraben liegt. Wenn man so ein Feuerchen sieht, so muß man nur schnell hinlaufen und etwas darauf werfen, etwa ein Schnupftuch, ein Messer, einen Stiefel oder eine andere Sache; denn wenn man dieses nicht thut, so löscht das Feuer aus, und das Geld, das unter der Erde liegt, verschwindet. Hat man aber etwas in das Feuer geworfen! so wird das Geld dadurch festgehalten; man gräbt dann nach und da hat man es denn. Nur

muß man, wenn man gräbt, nicht zornig werden; und schimpfen schon gar nicht; sonst verschwindet das Geld unter den Händen. Nun hör mich an, Jakob. Wir wollen am Johannisabend gut aufpassen. Sehn wir irgendwo ein Feuer, dann marschiren wir drauf los, werfen etwas herein, graben dann nach und —

Und dann kommt ein Mann aus dem Gebüsch, und da gehts wieder, wie ein Mahl: schwipp! schwapp! schwupp! geh' nur mit dem Schatzgraben!

Närrchen! sagte Martin; wir gehn nicht mehr in Schmidts Garten, sondern passen in der Hinterthüre eures Hauses auf, es kann seyn, daß wir in eurem Garten was flimmer sehen.

Das laß ich mir gefallen; versetzte Jakob. So komm' nur am Johannisabend zu mir.

Martin versprach zu kommen, und da er seinen Freund Jakob verließ, bat er ihn, er möchte niemanden was von ihrer Verabredung sagen.

Aber Jakob war nicht verschwiegen; Der Gedanke, in einigen Tagen ein reicher Mann zu seyn, löste seine Zunge. Noch am nehmlichen Tage wußte es die ganze Nachbarschaft, was Jakob und Martin im Schilde führen.

Der Johannisabend rückte endlich heran. Jakob bekam an dem nemlichen Tage von seinem

Vater einen feinen Hut, worüber er eine große große Freude hatte. Es fing an zu dämmern und Jakob wartete mit schmerzlicher Sehnsucht auf Martin, theils um ihm seinen feinen Hut zu zeigen, theils um mit ihm auf das Johannisfeuer zu lauern.

Als es schon etwas finster war, kam Martin wirklich an. Lieber Martin! rief ihm Jakob entgegen; sieh' her! ein schöner Hasenhut! er läßt sich anfühlen wie Sammet und ist so leicht wie ein gelber Strohhut! —

Martin mußte Jakobs Hut anfühlen und ihn aufsetzen. Er lobte ihn sehr.

Jakob setzte drauf den feinen Hut auf seinen eigenen Kopf und sagte: Nun, Martin! jetzt laß uns in die Hinterthüre gehen und aufpassen.

Beyde gingen in die Hinterthüre, und — o welche Freude! — es war kaum eine halbe Viertelstunde verflossen; da sahen sie, ganz hinten im Garten, fest neben einem Gebüsch ein kleines Feuer brennen.

Wie der Wind liefen Martin und Jakob in den Garten, immer dem Feuer zu. Jakob war zuerst dabey. Vor lauter Freude, wußte er nicht was er that; er wollte etwas ins Feuer werfen und griff in der Betäubung nach seinem — neuen Hasenhute und warf ihn in das Feuer.

Der Hut fing an zu lodern, und in wenigen Minuten war er in ein Klümpchen Asche verwandelt. Jetzt erst kam Jakob wieder zur Besinnung und der Verlust seines Hutes gereute ihn sehr. Doch beruhigte er sich gleich wieder; denn er dachte: das Geld, das du jetzt findest, ist mehr werth als der Hut; du kannst dir dafür wohl tausend feine Hüte kaufen.

Jakob! rief Martin, jetzt nur gleich herauf, nach der Schaufel und ein Paar Hacken. Beyde liefen fort, kamen aber bald wieder, versehen mit Grabinstrumenten. Nun fingen sie, auf dem Platze, wo das Feuer brannte, zu graben an, und freuten sich schon im Geiste auf die Schätze, die man finden würde.

Man hatte noch nicht lange gegraben: so kam man auf einen alten Topf, der mit Drath umzogen und mit einem Deckel bedeckt war. Da war Freude über Freude!

Da ist der Schatz! riefen beyde und umhalsten sich vor Entzücken.

Brüderchen! rief Martin, wir wollen uns nun theilen. Ein jeder greift nach dem andern in den Topf und so viel Geld er mit seiner Hand herauslangen kann, so viel bekömmt er. Jakob! mache du den Anfang

Nein! nein! rief seelenvergnügt Jakob; du machst den Anfang! — Martin.

Nur nicht zornig müssen wir werden, rief Martin; sonst verschwindet uns der Schatz wieder. Wir greifen beyde zu gleicher Zeit herein; das ist das beste.

Ja! ja! das ist das beste! sagte Jakob. Nur zugegriffen!

Da steckten beyde die Hände in den Topf. Sie zogen sie aber schnell wieder heraus.

Ey pfui! riefen beyde, das ist ja weich und stinkt! —

Da sie dieß gesagt hatten, hörten sie hinter dem Gartengeländer einige Personen gewaltig lachen.

Pfui! sagte Martin, es hat uns gewiß jemand einen übeln Streich gespielt.

Der Topf ist ja voll Kuhmist! rief Jakob.

Die zwey Schatzgräber sprangen schnell zum Bache hin, der beym Garten vorbey floß, und wuschen sich die Hände. Beschämt gingen sie wieder dem Hause zu und verlohren alle Lust, noch weiter auf Johannisfeuer zu passen.

Jakob jammerte um den Ducatenhut; aber er mochte jammern wie er wollte, der Hut war zu Asche gebrannt und blieb Asche. Das verzweifelte Schatzgraben! rief Jakob; einmahl reibt es mir den Buckel wund, das anderemahl bringt es mich um einen theuern Hasenhut, und noch obendrein die Schande, die ich davon trage! — geh' mir mit dem Schatzgraben! — und was wird mein Vater dazu sagen! — —

Voll Scham erzählte noch diesen Abend Jakob seinem Vater die ganze Geschichte mit dem Hute und dem Topfe. Er bekam von dem Vater einen harten Verweis so, daß er sich die Augen wischen mußte.

Den andern Tag ging Jakob zu seinem Freund Martin. Es begegneten ihm einige Personen, die fragten ihn: ob die gefundenen Schätze ansehnlich wären? ob es Gold oder Silber sey? — ob der Hut, den er gestern bekommen hätte, für ihn nicht fein genug gewesen wäre, und ob er ihn deßhalb dem Kaufmann, von dem er war, zurückgegeben habe? und dergleichen spitzige Fragen mußte Jakob noch mehrere hören. Eine große Schamröthe überlief seine Wangen und er konnte fast nichts antworten; sondern lächelte bloß. Aber das war ein saures Lächeln.

Endlich kam Jakob zu Verstande. Er wollte nicht mehr als ein abergläubischer Mensch ver-

spottet werden, und in seinen eigenen Augen wünschte er auch als ein herzhafter, verständiger Mensch zu erscheinen; daher bemühte er sich, Herr über seine Furchtsamkeit zu werden und die albernen Mährchen zu vergessen, die ihm Anne Marie und Martin erzählt hatten. Was ihm wunderbar vorkam, ließ er sich von seinem Lehrer erklären, und er sah dann immer, daß alles in der Welt ganz natürlich zugehe. Auch las er gute Bücher, die steckten in seinem Kopfe das Licht des Verstandes an, und als das Licht des Verstandes in Jakobs Kopfe brannte, da war er ein gar wackrer Mensch, gegen den jedermann Respekt hatte.

Jakob steckte nachher auch in Martins Kopfe das Licht des Verstandes an und dieser wurde auch bald ein ganz andrer Mensch Auch ihn schätzt und liebt jetzt jedermann. Was der Verstand nicht kann! —

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Glatz, Jakob,

Unterhaltungsbuch der kleinen Familie von Grünthal oder Erzählungen für die zartere Jugend auch als Lesebuch in den Lehrstunden zu gebrauchen

Bd.: 1

Reutlingen (1801)

Paed.pr. 1234-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10759807-9